UNIVERSITÉ DE DIJON — FACULTÉ DES LETTRES

Ferdinand FREILIGRATH

Ein politischer Dichter des 19. Jahrhunderts

THÈSE POUR LE DOCTORAT D'UNIVERSITÉ

soutenue devant la Faculté des Lettres
de l'Université de Dijon

PAR

David MENSCHENFREUND

DIJON
IMPRIMERIE DU PALAIS — M. PORNON
Place du Palais-de-Justice, 6, Rue Bouhier

1935

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548205_0009

UNIVERSITÉ DE DIJON — FACULTÉ DES LETTRES

Ferdinand FREILIGRATH

Ein politischer Dichter des 19. Jahrhunderts

THÈSE POUR LE DOCTORAT D'UNIVERSITÉ

soutenue devant la Faculté des Lettres
de l'Université de Dijon

PAR

David MENSCHENFREUND

DIJON
IMPRIMERIE DU PALAIS — M. PORNON
Place du Palais-de-Justice, 6, Rue Bouhier

1935

R. UNIV
BIBLIOTH.
LEIDEN

La Faculté n'entend donner aucune approbation ni improbation aux opinions émises dans les thèses ; ces opinions doivent être considérées comme propres à leurs auteurs.

A Mademoiselle G. BIANQUIS,
Professeur d'allemand à la Faculté des Lettres de Dijon.

A Monsieur GASTON WORMSER, Paris.

A Monsieur G. CHABOT,
Doyen de la Faculté des Lettres de Dijon.

Hommage de profonde reconnaissance
et de respect.

KAPITEL I.

Um die Persoenlichkeit und das kuenstlerische Schaffen eines Dichters oder eines Kuenstlers verstehen und wuerdigen zu koennen, ist es oft notwendig, sich ueber das Milieu, in dem der Kuenstler aufgewachsen ist, aus dem heraus er geschaffen hat, im Klaren zu sein. Die grosse Masse, das Volk, und vornehmlich das deutsche Volk sieht es gern, wenn seine Geisteshelden in einer Umgebung aufgewachsen sind, die der ihrigen ungefaehr entspricht. Denn nur ein Mensch, der in dem Milieu, das er beschreibt, gelebt hat, oder es zumindest gut kennt, ist nach ihrer Meinung faehig, Themen und Probleme richtig darzustellen und zu behandeln. Sie schreiben einem Aristokraten mit Recht die Faehigkeit ab, bei aller Sachkenntnis und aller Vorurteilslosigkeit ein soziales Problem treffend, wie es die Wirklichkeit stellt, zu behandeln. Sie halten ihn fuer unfaehig, das Leben, wie es sie umbraust, wie es ihnen Noete und Gefahren auferlegt, wie es sie entbehren und leiden laesst, schoepferisch zu gestalten. Ein Kuenstler, der aus dem Volke fuer das Volk schafft, muss in ihm wurzeln, muss aus seiner Mitte heraus geboren sein. So verlangt es das Volk, so findet man es in der Wirklichkeit mit ganz geringen Ausnahmen bestaetigt.

Um nun das spaetere Schaffen eines Dichters wie Freiligrath, der sich mit politischen und sozialen Themen besschaeftigte, zu verstehen, ist es vielleicht notwendig, etwas ueber das Milieu zu sagen, aus dem dieser Dichter der ersten deutschen Revolution stammt.

Der Grossvater des Dichters war ein biederer Meister an einer Farb- und Lohmuehle, der es sich angelegen sein liess, seinen Kindern eine gute Erziehung angedeihen zu lassen. So wurde des Dichters Vater, Wilhelm Freiligrath, zum Lehrer ausgebildet und in dieser Eigenschaft im Jahre 1806 an die Detmolder Buergerschule berufen. Er heiratete die Lehrerstochter Luise Tops, und diesem Paare wurde am 17. Juni 1810 ihr erstes Kind geboren, der spaetere Dichter. Er war ein aufgeweckter Knabe und ueberall beliebt. Im Alter von 7 Jahren verlor der kleine Ferdinand seine Mutter. Der vereinsamte Lehrer heiratete dann zum zweiten Mal, eine Waise, die Tochter des Pfarrers Schwollmann, die aufs Eifrigste bemueht war, den kleinen Ferdinand mit muetterlicher Liebe und Sorgfalt zu umgeben.

Nachdem Ferdinand die « Kuesterschule », die heutige Volksschule, durchlaufen hatte, kam er aufs Gymnasium. Hier zeichnete er sich bald vor allen anderen Schuelern aus, und besonders die neueren Sprachen waren es, denen er sein ganzes Interesse widmete. Daneben gab er sich eifrig der Lektuere hin und die Abenteurergeschichten à la Robinson moegen wohl seine Phantasie zu den ersten literarischen Arbeiten mit exotischen Sujets angeregt haben.

Ferdinand haette gern studieren wollen, aber die schlechte materielle Lage seines Vaters erlaubte das nicht. So wurde er denn zum Kaufmann bestimmt.

Kurze Zeit nach seiner Konfirmation am 29. Mai 1825 verliess Ferdinand das Detmolder Gymnasium, auf dem er es bis zur Prima gebracht hatte. Obwohl er keine « abgeschlossene » Schulbildung im heutigen Sinne besass, so ging er von der Schule doch mit einer Allgemeinbildung ab, welche die seiner Kollegen in fast jeder Hinsicht uebertraf und die noch zu vervollstaendigen er sein ganzes Leben bemueht war.

Ferdinand trat bei einem seiner Verwandten Schwollmann in Soest seine Lehrstelle an. Er hatte hier Gelegenheit, Einblick in das Treiben eines Geschaeftschauses zu tun und unternahm haeufig Reisen. Hierbei sah und hoerte er viel Neues, und sie trugen viel dazu bei, sein Wissen und Blickfeld zu vergroessern.

Auf diesen Reisen wird es wohl gewesen sein, dass der junge Ferdinand sich zum ersten Male dem Vorhandensein sozialer Probleme bewusst wurde. Auf diesen Reisen sah er, wie sich viele Arbeiter gegen geringen Lohn fuer einen einzigen Handelsherrn abmuehten. Hier sah er zum ersten Mal, wie sich Menschen in grosser Zahl im Dienste anderer abplagten, um jenen anderen zu helfen, reiche und maechtige Maenner zu werden. Diese ersten Eindruecke praegten sich ihm damals mit einer solchen Schaerfe ein, dass sie spaeter, als er sie in Verse bleidete, auf das Volk eine ungeheure Wirkung ausuebten.

Immer groesseren Fleiss brachte Ferdinand den neueren Sprachen entgegen. Durch angeborene Begabung und durch Privatstunden, die ihm der Onkel erteilen liess, brachte er es bald so weit, dass er das Englische und das Franzoesische voellig beherrschte. Schon frueh hatte er damit begonnen, englische und

franzoesische Gedichte, die ihm persoenlich etwas zu sagen schienen, in ein besonderes Heft einzutragen, und sich so mit den Dichtern und ihrem Wirk vertraut zu machen.

Damals begann Freiligrath, eigene kleine literarische Arbeiten und Uebersetzungen auslaendischer Schriftsteller anzufertigen. In der ersten Zeit waren es vornehmlich Victor Hugo und Walter Scott, mit denen er sich beschaeftigte. Wenn Freiligrath damals, wie es ja auch von einem so jungen Menschen garnicht anders zu erwarten ist, noch durchaus unselbstaendig war und in den Wegen eines bewunderten Vorbildes wandelte, so verstand er es doch, seinen Gedichten allmaehlich eine mehr persoenliche Note zu geben.

Im Jahre 1829 verlor der junge Dichter seinen Vater. Was er damals beim Tod des Vaters gedacht und empfunden hat, spiegelt sich in dem spaeter so beruehmt gewordenen Gedicht « O lieb so lang du lieben kannst » wieder, das in seiner fruehesten Fassung wohl damals entstanden sein mag. (1) Schon in Soest hatte Freiligrath versucht, sich zu dem damals fuehrenden literarischen Organ, dem « Morgenblatt fuer die gebildeten Staende », das Cotta herausgab, Zutritt zu verschaffen. Er konnte es aber damals noch nicht wagen, sich selbst an jenen beruehmten Verlag zu wenden. Durch die Tochter des Archivrats Clostermeyer, eine Detmolder Bekannte, liess er seinen Landsmann Grabbe, den er nur fluechtig kannte, bitten, fuer ihn in dieser Hinsicht etwas zu tun, fuer ihn bei Cotta vorstellig zu werden. Der bekannten Unordentlichkeit und Nachlaessigkeit des « grossen Detmolders » ist es wohl zuzuschreiben, dass der junge Dichter damals noch

nicht mit dem bedeutendsten Verlag in Verbindung treten konnte.

Um die Zukunft seines Sohnes sicherzustellen, draengte des Dichters Vater auf eine Verlobung mit einer Schwollmann, der um zehn Jahre aelteren Tante Karoline. Wieviel Leid und Gewissensqualen waeren dem junger Dichter und ueberhaupt der ganzen Familie erspart geblieben, haette der Vater diesen unueberlegten Schritt damals nicht getan. Aus Pietaet wohl dem Vater gegenueber willigte Ferdinand in die Verlobung ein. Die Stiefmutter, die die Naturen Ferdinands und Karolines anscheinend besser als der Vater kannte, sah mit Zagen der Zukunft entgegen. Dem Onkel wagte man vorhands von dem geschlossenen Bunde gar keine Mitteilung zu machen.

Mit dem Jahre 1831 schloss dann Ferdinands Lehrzeit. In den Jahren seines Soester Aufenthalts hatte er all das gelernt, was zur gediegenen Ausbildung eines jungen Kaufmanns gehoerte. Und als er dann, wahrscheinlich durch Vermittlung des Onkels, von einem angesehenen Amsterdamer Hause ein vorteilhaftes Stellungsangebot erhielt, (2) nahm er an und reiste am 17. Januar 1832 ueber Elberfeld, Duesseldorf, Nymwegen und Utrecht an seine neue Arbeitsstaette.

Freiligrath war nun in Amsterdam und arbeitete in dem Bank- und Handelshause von Jacob Sigrist. Er lebte sehr zurueckgezogen und blieb in jeder Beziehung ein Vereinsamter und innerlich Einsamer. War Freiligrath schon waehrend seines Soester Aufenthaltes auf den Reisen mit dem Onkel sich dem Vorhandensein einer sozialen Frage bewusst geworden, so trug das Getriebe der Weltstadt in noch weit staerkerem Masse dazu bei, seinen sozialen Sinn zu wecken.

Hier in Amsterdam sah er sich zum ersten Mal eingespannt in das Leben und Treiben einer grossen Stadt, fand sich eingetaucht in den brodelnden Kessel des geschaeftigen Grossstadttreibens. Hier, auf diesen einsamen Gaengen am Hafen, sah er Menschen, die an den Quais herumlungerten, Arbeit suchten und keine fanden; hier sah er Menschen durch Armut und Elend zu Dieben und Verbrechern werden, kurz, das ganze soziale Elend einer Grossstadt offenbarte sich ihm hier. Und wenn wir uns dann fragen, warum der Dichter, der dann spaeter in seinen Gedichten und Uebersetzungen in so meisterhafter Weise es verstanden hatte, aus dem Volke fuer das Volk zu schreiben, nicht schon damals, in Amsterdam, diesem sozialen Empfinden Ausdruck gegeben hat, so koennen wir nur antworten, dass der Dichter in jener Zeit eben noch nicht die notwendige dichterische Reife und Lebenserfahrung besessen hat, die fuer die Behandlung sozialer Themen notwendig ist.

Im Dezember 1833 tat Freiligrath den entscheidenden Schritt, der ihn von einem nur einem kleinen Kreise bekannten jungen Poeten zum legitimen Dichter machte. Freiligrath sah einige seiner Arbeiten von dem von ihm bewunderten Chamisso angenommen, der sie im « Deutschen Musenalmanach fuer das Jahr 1835 » abdruckte, an einer Stelle, die ihm die Gewissheit geben musste, kein blosser Stuemper zu sein, da ja seine Arbeiten von zwei in der Literatur so bekannten Maennern wie Schwab und Chamisso fuer wuerdig erachtet wurden, vor einem ziemlich kritischen Publikum zu erscheinen.

Durch Schwab, den Mitherausgeber des « Deutschen Musenalmanachs », machte Freiligrath auch die Bekanntschaft des damals sehr geschaetzten

und populaeren Uhland, dem er durch Einsendung einiger in Holland gesammelter Volkslieder nuetzlich sein konnte. Freiligrath sollte durch seine gute Beziehungen auch materiellen Nutzen haben : Er wurde von einem Frankfurter Verlagshaus zur Mituebersetzung an der grossen Victor Hugo—Ausgabe herangezogen, ein Angebot, das er der Vermittlung Schwabs verdankte. Aber trotz alledem fuehlte sich Freiligrath in Amsterdam nicht wohl. Er begann es nun voll zu empfinden, was es heisst, Neigungen und Talent zu haben und durch einen Beruf, der einen nicht befriedigt, in jeder Weise gehemmt zu sein.

Die letzte Zeit in Amsterdam sollte ihm aber auch noch durch etwas anderes verbittert werden: der Gedanke an sein Verloebnis mit Karoline. Fern von ihm verlebte sie ihre besten Jahre; seine Gefuehle fuer sie waren im Laufe der Zeit erkaltet, aber er wagte nicht, es zu gestehen oder, was fuer beide Teile das Vernuenftigste gewesen waere, dieses Verhaeltnis ganz zu loesen. Karoline selbst machte Andeutungen ueber eine friedliche Trennung, aber Freiligrath empfand, dass er eine solche Loesung nicht annehmen konnte und durfte. Sie hatte auf ihn die ganze Zeit gewartet, und nun sich so einfach von ihr loszusagen, vermochte er nicht und litt weiter. Mitte Juni 1836 verliess Freiligrath Amsterdam und kehrte in die Heimat zurueck.

Hier in Soest konnte er erst uebersehen, was ihm Amsterdam eigentlich gewesen, dass er in dieser Stadt zum Mann und Dichter gereift war, dass er von hier aus jene wichtigen Bekanntschaften mit den Maennern geschlossen, die sich fuer ihn und sein Schaffen eingesetzt hatten. Diese Stadt Amsterdam hatte ihm erst das Leben in seiner Vielgestaltigkeit gezeigt, das ihn zwang, sich mit den Problemen und Aufgaben, die

es in sich schloss, zu befassen und an ihnen nicht achtlos vorueberzugehen.

Fuer Cotta bereitete er hier die Zusammenstellung seiner Gedichte vor. Hier, bei dieser Sichtung, liess er zum ersten Mal all sein bisheriges Schaffen Revue passieren. Schon mit gelindem Bedauern stellt er fest, dass er fast noch immer im Banne des Exotischen steht, das in seinem Schaffen der Orient eine noch allzu dominierende Rolle spielt. Bei dieser ersten grossen Sichtung seiner literarischen Arbeiten fuehlt er es zum ersten Mal mit aller Deutlichkeit, dass er in seinem ferneren Schaffen doch wohl eine andere Richtung einschlagen, dass er als Dichter eine weit innigere Beziehung zu der grossen Masse des Volkes haben muesse, als die herzustellen ihm durch sein bisheriges Schaffen moeglich gewesen war.

Freiligrath empfand in jenem Augenblick, dass er als Dichter vielleicht doch mehr dem Volke gehoere und diesem gegenueber auch Verpflichtungen habe. Schon damals begann er etwas von dem inneren Zwiespalt eines Menschen zu ahnen, der das Wehen einer neuen Zeitepoche spuert und einen Umschwung herannahen fuehlt, der das Neue in seinem Wesen noch nicht erfassen und diesem sich schon ankuendigenden Umschwung in seinem Schaffen aber noch nicht recht Ausdruck verleihen kann. Er fuehlt vorerst nur soviel, dass die Zeit der « Loewenritte » vorbei ist, dass eine solche Kunst, wie er sie geuebt und dem Volke geboten hat, diesem bald nichts mehr bedeuten kann.

Zu diesen inneren Kaempfen gesellte sich in den letzten Monaten seines diesmaligen Soester Aufenthaltes noch die Gewissensqualen um sein Verloebnis mit Karoline. Er litt unsaeglich darunter; aber er wagte noch immer nicht, das Verhaeltnis zu loesen.

Und als sich ihm im Mai 1837 in Barmen eine Stelle bei der Firma J. P. von Eynern und Soehne bot, nahm er sofort an, um so die Entscheidung noch etwas hinauszoegern zu koennen, und weil er inzwischen noch eingesehen hatte, dass er von der Berufsschriftstellerei wuerde kaum leben koennen.

Freiligrath wurde hier bald der Mittelpunkt eines Kreises junger, literarisch interessierter Menschen und machte dabei manch wertvolle Bekanntschaft, so u. a. die Immermanns, der damals in Duesseldorf lebte. Aber bald wurde es dem jungen Dichter auch in Barmen zu eng und er kuendigte deshalb seine Stellung. Vorher hatte er fuer ein extra herauszugebendes « Malerisches und romantisches Westfalen » den Text zu schreiben uebernommen, wobei die Droste dem Dichter gleichsam als Beraterin zur Seite stehen sollte. Auf seiner Fahrt und Wanderung durch das Westfalenland kam Freiligrath auch nach Unkel, das er als Wohnsitz waehlte. Die Arbeit ging schlecht voran, und schliesslich uebernahm sie Levin Schuecking, den er in Muenster kennengelernt hatte. Des Dichters Haeuschen am Rhein war zum Treffpunkt junger Literaten und Studenten geworden; ein staendiges Kommen und Gehen herrschte rings um den Dichter, eine frochliche Stimmung erfuellte sein Haus.

In solchen Augenblicken zeigte sich dann aber wieder jenes Gespenst, der Gedanke an die Verlobung, und warf seine Schatten ueber des Dichters heitere Stimmung. Obwohl ihm Karoline inzwischen noch einmal eine Loesung des Verhaeltnisses angeboten hatte, wagte Freiligrath aus innerer Schwaeche, bei voller Kenntnis seiner wirklichen Gefuehle fuer seine Braut, nicht, dieser sie beide zu Leidenden machenden Verbindung ein Ende zu bereiten. Er versprach

vielmehr, die Braut im Herbst zu holen, dann zu heiraten und sich in einer groesseren Stadt am Rhein niederzulassen.

Aber er hatte die Behanntschaft eines anderen jungen Maedchens, Ida Melos', gemacht. Seine Neigung zu dieser Professorstochter nahm zu, und er beschloss, sie zu heiraten. Ida Melos wusste von des Dichters Verlobung und sie weigerte sich, ihm ihr Jawort zu geben. Aber schliesslich willigte sie doch ein und Freiligrath fuehrte sie am 20. Mai 1841 als Gattin heim.

Schon vorher hatte er sich bemueht, sich eine geordnete Existenz zu schaffen. Zwei Projekte, die ihm beide zusagten, die Stelle als Verwalter des vom Deutschen Bunde zu uebernehmenden Goethehauses und die Stelle als Lehrer fuer englische und franzoesische Korrespondenz an einer in Berlin zu gruendenden Handelsakademie, fielen wegen der in den Ministerien allzu langsam gefuehrten Verhandlungen ins Wasser. Und als man an ihn dann mit dem Vorschlag herantrat, sich an einer Mitherausgabe einer dem deutschen Lesepublikum englische Poesie vermittelnden Zeitschrift «Britannia» zu beteiligen und ihm das Unternehmen in jeder Weise gut fundiert schien, nahm er an.

Das junge Paar siedelte nun gemeinsam nach Darmstadt ueber, wo das Haus des Herausgeber-Dichters recht bald der Treffpunkt von Poeten, Studenten und alten Freunden und Bekannten wurde. Aber was Freiligrath in dieser Zeit dann doch schwere Sorgen bereiten sollte, war der durch sein unedles Handeln verursachte Bruch mit den Soester Verwandten. Jetzt, in dieser Geborgenheit und in seinem stillen Familienglueck, fuehlte er, welches Unrecht er Lina Schwollmann eigentlich zugefuegt hatte.

Aber das Einzige, wozu er sich aufraffen konnte, war ein Bedauern ueber seine eigene Feigheit, im Innern jedoch war er froh ueber die erfolgte Loesung dieses Gewissenskonfliktes.

Des Dichters Herausgebertaetigkeit sollte aber nicht von langer Dauer sein; die Zeitschrift ging bald ein und Freiligrath war wieder auf den materiell hoechst unsicheren und ungewissen Beruf eines freien Schriftstellers angewiesen. — Nachdem Freiligrath durch Fuersprache Alexander von Humboldts vom preussischen Koenig eine gerade frei gewordene Jahrespension von 300 Talern erhalten hatte, verliess er Darmstadt und siedelte im Herbst 1842 nach St. Goar ueber, wo er so beruehmte Dichter wie Longfellow, Andersen und Geibel zu seinen Gaesten zaehlen durfte. — Das Jahr 1842 sollte fuer Freiligrath dann auch noch einen guten Abschluss bringen: die Versoehnung mit seiner Familie. In einem an seine Stiefmutter gerichteten Brief, (3) auf den er eine versoehnliche Antwort und auch die Verzeihung Karolines erhielt, offenbart er sich, legt seine durchgemachten seelischen Kaempfe dar und glaubt nun sagen zu koennen, zu innerer Freiheit durchgedrungen und ein innerlich Gefestigter zu sein. Und wenn er in jenem Briefe schreibt: « Ich fuehle mich ein Anderer, ein Klarerer und, so Gott will, auch ein Besserer als damals », so sollte sich bald zeigen, dass er auch in seinem Schaffen und Denken diese Wandlung durchgemacht hatte und ein Neuer geworden war.

KAPITEL II.

Die franzoesische Julirevolution von 1830 hatte ihre Schatten auch ueber Deutschland geworfen und das Herz manches bis dahin braven Untertanen des Koenigs mit freiheitlichen Ideen erfuellt. Man wurde sich nun in verstaerktem Masse bewusst, dass man als Untertan nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte haben darf und muss. Eine vage, noch nicht recht definierbare Missstimmung ueber bestehende Zustaende und Einrichtungen begann sich im Volke Platz zu machen. Man erkannte, dass man bis nun in einem Zustand der Dumpfheit, einer modernen, fortschrittlichen Ideen gegenueber grossen Unaufgeschlossenheit gelebt hatt. Die Ereignisse in Paris brachten dem deutschen Volke erst seine eigentliche innerhalb des Staatsganzen zu beanspruchende Stellung zu Bewusstsein. Was die grosse Masse nur dunkel und unklar empfand, wurde von den geistigen Fuehrern, jungen, talentierten, freiheitsliebenden Menschen in Worte gekleidet. Und was das Entscheidende dabei war, diese von ihr selbst empfundenen Gedanken wurden von diesen « radikalen » Dichtern meist in eine Form gegossen, die dem einfachen Mann des Volkes zusagte, sie wurden in einer Sprache wiedergegeben, die er verstand, die direkt zu ihm sprach.

Es kann dabei natuerlich nicht wundernehmen, dass die Poesie als solche darunter litt, dass das, was geschaffen wurde, keine reine Kunst mehr war. In diesen Schoepfungen wollten aber jene « Radikalen » keine Poeten sein, sie erhoben sich dabei nur, eine gefaehrliche Praetention, zu Wortfuehrern der grossen Masse; was sie beabsichtigten, war, dem augenblicklichen, inneren Empfinden und Denken des Volkes Ausdruck zu verleihen.

An erster Stelle ist hier Ferdinand Freiligrath zu nennen, nicht nur deshalb, weil er der groesste unter diesen geistigen Kaempfern war, sondern weil gerade in ihm sich die Entwicklung dieser politisch—sozialen Richtung am besten widerspiegelt und sich mit schaerfster Deutlichkeit abhebt. Denn der eigentliche, dem Volk gehoerende Dichter Freiligrath ist nicht der Schoepfer der wirkungsvollen Gedichte mit den exotisch klingenden Reimen, sondern der politische Dichter in ihm. Und in den politischen Gedichten ist es, wo er sich oft zur wahren kuenstlerischen Groesse erhebt, in ihnen erreicht er, was er in seiner ersten Schaffensperiode zu erreichen suchte, obwohl ihm auch schon damals vollste Anerkennung gezollt wurde. (4).

Man kaempfte fuer Rechte; und dass man es wagen durfte, « politische « Lyrik zu schreiben, war schon ein gewisser Erfolg, ein Schritt vorwaerts in dem gefuehrten Kampf. Die ganze staatliche und kulturelle Gliederung des damaligen Deutschland, besonders in der Zeit von den Befreiungskriegen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, liess eine Kritik an Einrichtungen und Zustaenden, und mochte sie auch noch so zahm gehalten sein, garnicht zu. Und was wohl das Ausschlaggebendste ist, eine Lyrik konnte keinen

ausgesprochenen Kampfcharakter tragen, konnte nicht Wegbereiterin eines neuen Zeitalters sein, solange das Interesse an dem politischen Geschehen, die Beschaeftigung mit staatlich-politischen Dingen eine so unbedeutende Rolle spielte, wie in jener Zeit, wo jede freie Meinung und jedes freie Wort unterdrueckt wurden, in jenen Jahren, die in der deutschen Geschichte als das Zeitalter der Reaktion fortleben werden.

Erst um das Jahr 1830 war das deutsche Volk aus seiner Lethargie aufgewacht, hatte begriffen, dass gewaltige Aenderungen sich vorbereiteten. Das Gefuehl, das es irgendwie anders werden muesse, durchdrang alle, eine neue Weltanschauung begann sich ihren Weg zu bahnen. (5). Von jenem Augenblick an begannen Gedanken und Wuensche der Freiheit und Unabhaengigkeit im Volke Platz zu greifen. Das immer maechtiger werdende Buergertum, ein bis dahin sehr wenig beachteter und immer mehr aufstrebender Stand, ward sich bewusst, dass ihm ein gewisser Teil von taetiger Mitarbeit, damit natuerlich auch Mitverantwortung am Geschick des Staatsganzen gebuehre. Wer sollte nun aber und wer konnte es auch, diesen Gedanken des Volkes, wobei unter « Volk » die grosse Masse des Buergertums und der erstarkenden Arbeiterschaft verstanden sein soll, Ausdruck geben?

In jenen Tagen konnten es nur Dichter sein, Maenner, die dem Volk etwas bedeuteten, deren Parteiergreifung fuer eine solche Sache den beteiligten und interessierten Stellen zumindest doch zu denken geben musste. Nur von diesem Gesichtspunkt der absoluten Volksverbundenheit jener Maenner muessen wir uns leiten lassen, wenn wir verstehen wollen, dass sich

wahre Dichter zu Wortfuehrern einer politischen Aktion machten. Und diese politischen Dichter konnten nicht wie der reine Lyriker zum Einzelnen sprechen. Sie mussten sich an die Masse wenden und daher so schreiben, dass der einfache Mann aus dem Volke sie verstand. Es ist daher leicht begreiflich, dass solche, durch Zweck und Sprache vorbedingte Gedichte nicht immer sehr hohen kuenstlerischen Wert, lange Wirkungsdauer oder gar den Anspruch als dauerndes Volksgut haben und haben koennen.

Freiligrath war erst nach schweren inneren Kaempfen, nach Tagen und Monaten des Zagens und Zweifelns, nach mancherlei Auseinandersetzungen mit sich und seiner Umwelt, kurz, nach einem durchgemachten und in solchen Faellen stets durchzumachenden geistigen Gaerungsprozess ins « andere Lager » uebergetreten, nachdem er schliesslich erkannt hatte, dass ein neuer, frischer Luftzug durch die deutsche Literatur und durch das ganze damalige deutsche Geistesleben wehte. Nachdem er sich in dem Gedicht « Auch eine Rheinsage » mit den Worten « Zum Teufel die Kamele, zum Teufel auch die Leun » (6) von seiner Vorliebe fuer exotische Sujets endgueltig losgesagt hatte, um dann voruebergehend einer Poesie Ausdruck zu geben, die mehr im heimatlichen Boden wurzelte, trat dann mit dem im Jahre 1841 entstandenen Gedicht « Aus Spanien », das er in den Zyklus « Ein Glaubensbekenntnis » aufnahm, der entscheidende Umschwung ein. Freiligrath hatte damit, wenn auch ungewollt und unfreiwillig, die Arena des politischen Kampfes betreten. Dieses Jahr 1841 koennen wir ueberhaupt als das Geburtsjahr der politischen Lyrik ansehen, die durch das so beruehmt gewordene « Rheinlied » Nikolaus Beckers ihre

staerksten Impulse und ihren eigentlichen Kampfcharakter erhielt.

Dieses Gedicht galt gleichsam als Preussens Antwort auf die durch den tuerkisch-aegyptischen Streit, in dem Frankreich die Partei des Paschas Mehmet-Ali ergriffen hatte, hier hervorgerufene Kriegsbegeisterung. In Preussen sah man es als eine Herausforderung an, dass Frankreich es wagte, nicht mit den vier europaeischen Hauptmaechten zusammenzugehen und der Verbuendete des von allen befeindeten Aegyptens zu sein. Der Rhein schien bedroht und man glaubte, dass Frankreich auch einen Krieg in Europa entfachen wuerde. Die Erwiderung auf Beckers Trutzlied blieb nicht aus—in der « Friedensmarseillaise » wies Lamartine die Behauptung Beckers, dass Frankreich den « freien, deutschen Rhein » erstrebe, zurueck und trat fuer einen wahrhaft freien, keinem und allen gehoerenden Rheinstrom ein.

In jener Zeit der inneren politischen Zerrissenheit und Ohnmacht, der geistigen und politischen Unfreiheit des Einzelnen, erschienen Herweghs «Gedichte eines Lebendigen». Diese Strophen wirkten wie ein Fanal, fuehrten der grossen Masse ihre wirkliche Lage vor Augen und schufen so einen latenten Zustand der Unzufriedenheit. Fehlte vielen dieser Verse auch die dichterische Kraft, so war es doch das Pathos, in dem sie hingeworfen waren, das die Menge berauschte und sie ihren Schoepfer als den Wortfuehrer im Kampf um das Recht anerkennen liess. Und Freiligrath stand in diesem Kampf noch abseits, fuer ihn bestand die absolute Notwendigkeit eines « Anderswerdens » noch nicht. Die Ereignisse des Jahres 1830 hatten in ihm nicht den Widerhall gefunden, der ihn zu einer akti-

ven Anteilnahme an den von den Liberalen verfolgten Bestrebungen haette bestimmen koennen. Die allgemeine Begeisterung und die Entruestung ueber die von den Fuersten nicht gehaltenen Versprechungen hatten ihn noch nicht ergriffen, und er konnte deshalb die von den Republikanern gehegten Tendenzen kaum unterstuetzen, geschweige denn ihre politische Meinung sich zu eigen machen und sie einem Teil des Volkes, der in ihm doch schon den legitimen Dichter sah, naeherbringen, indem er sie in Poesie umsetzte.

In diesen durch Herweghs Verse geschaffenen Taumel der allgemeinen Begeisterung warf Freiligrath dann sein maechtig umstrittenes und bekaempftes Wort: « Der Dichter steht auf einer hoehern Warte als auf der Zinne der Partei. »(7). Und diese « Partei » wollte durch die Parteien die Macht und den Frieden des Staates damals noch so wenig gefaehrden, dass sie ihn « vielmehr dadurch, dass sie ihn durch die Parteien in lebendigen Fluss und Bewegung setzte, von der Moeglichkeit jeder Erschuetterung und Revolution bewahren und sicherstellen wollte. Parteileben soll und kann nicht das Staatsleben aufheben, das Staatsleben kann und soll sich vielmehr in den Parteien manifestieren. ». (8).

Nicht im Entferntesten hatte Freiligrath geglaubt und es auch kaum erwartet, dass sein mit so grosser Verve hingeschriebenes, sicherlich aber nicht so programmatisch gemeintes Wort eine solche Wirkung hervorrufen sollte. Unvermutet, durch jene zwei Gedichtzeilen, war Freiligrath wieder in den Mittelpunkt des literarischen Interesses gerueckt, hatte er doch damit eine Frage, ja schon ein Problem beruehrt, das in jenen Tagen als brennend empfunden wurde; eine Frage war damit angeschnitten, von deren posi-

tiver oder negativer Beantwortung der Erfolg der gefuehrten Kampagne stark abhaengig war.

Mit der von Freiligrath vertretenen Meinung, dass der Dichter in seinem Schaffen sich nicht zum Hoerigen der Partei machen solle, haette das kleine Meinungsduell eigentlich sein Ende finden koennen; aber der kampflustige Herwegh griff den von Freiligrath hingeworfenen Fedehandschuh auf und antwortete mit jenem nicht minder populaer gewordenen Gedicht, dessen beide ersten Zeilen: « Partei — Partei — Wer sollte sie nicht nehmen — Die noch die Mutter aller Siege war» als Antwort auf Freiligraths beruehmten Zweizeiler gelten sollte. (9). Mit einer absoluten Bestimmtheit plaediert hier Herwegh fuer das energische Eintreten des Dichters in den politischen Kampf. Er wendet sich besonders gegen die Indifferenz. Der Dichter, und vor allem dieser, als ein geistiger Fuehrer des Volkes, duerfe nicht die passive Rolle des Abseitsstehenden spielen. Nicht weil man Dichter ist, duerfe man in die Niederungen des Parteilebens nicht hinabsteigen, sondern gerade deswegen muesse man in sich die Verpflichtung fuehlen, fuer die Sache des Volkes einzutreten und sein weithin vernehmbares Wort eben fuer die Partei und damit fuer das Recht erschallen zu lassem. Selbst die groessten Dichter duerften hierbei nicht zurueckstehen, sondern muessten, mutig den Forderungen der Stunde gehorchend, sich dem Volk in seinem Kampf zur Verfuegung stellen, ohne sich dabei durch ihre bisherige literarische Vergangenheit gehemmt zu fuehlen.

Freiligrath, der durch eine Kontroverse mit Herwegh gleichsam dazu gedraengt, die Pension zurueckgegeben hatte, hoffte noch immer, dass man endlich an hoeherer Stelle zu Taten uebergehen und es nicht

bei den Versprechungen werde bewenden lassen. In diesem Sinne war er stets Optimist gewesen, woraus sich auch seine anfaengliche laue, zurueckhaltende Stellung zur revolutionaeren Bewegung erklaeren liesse. Aber am Ende sah er sich doch in seinen Hoffnungen getaeuscht und empfand diese Enttaeuschung um so staerker, je groesser vorher sein Optimismus gewesen war.

Aber er sollte es auch bald selbst spueren, wie der freien Meinungsaeusserung Grenzen gesetzt wurden, waren doch mehrere seiner Gedichte von der Zensur teils verstuemmelt, teils ganz verboten worden. Eine eingereichte Klage aenderte daran nichts. Unter solchen Umstaenden kann es natuerlich nicht wundernehmen, dass sein Unwille gegen das ganze Regime, seine leicht entflammbare Begeisterung und sein Kampsesmut nur wuchsen und, von einem inneren Feuer ergriffen, er in kurzer Zeit Verse aufs Papier warf, die seinen Gefuehlen und damit denen eines grossen Volksteils beredtesten Ausdruck gaben. Damit anerkannte Freiligrath und lieferte die praktische Nutzanwendung des Prinzips « Kunst als Tendenz », Kunst als Dienerin einer Idee, als Wegbereiterin einer Weltanschauung. Aber bei alledem ist Freiligrath ein eigentlicher Politiker nie gewesen, hatte es bewusst verstanden, sich von einem wuesten Parteigetriebe fernzuhalten.

Freiligrath selbst hatte das Gefuehl, in jenen Tagen der letzten Monate des Jahres 1843 bis zum Fruehling 1844 « das Beste, was ihm ueberhaupt je in gluecklicher Stunde gelungen war, » (10) geliefert zu haben. Mehrere seiner Freunde versuchten ihn zu bestimmen, eine gemaessigtere Sprache und Haltung anzunehmen; aber von dem nun einmal beschrittenen

und als recht erkannten Weg liess er sich, nachdem ihm dieser Kampf fuer das Volk zu einer Sache des Gewissens geworden war, nicht mehr abbringen.

Den Fruehling des Jahres 1844 verbrachte Freiligrath mit seiner Gattin in Assmannshausen, wo er den Druck jenes Baendchens Gedichte vorbereitete, das unter dem Namen « Ein Glaubensbekenntnis » seine aus der tiefsten inneren Ueberzeugung heraus entstandenen Dichtungen enthielt. Diese Verse waren sein politisches Bekenntnis, und indem er sie der Oeffentlichkeit uebergab, dokumentierte er seine Verdundenheit mit denen, die fuer Freiheit und Recht kaempften. Und sie erkannten ihn an, als den Dichter, der sich gleichsam den Wuestensand aus den Augen gerieben hatte, um ein wahrer Dichter des Volkes zu werden.

In jenen Tagen war sich Freiligrath genau bewusst, dass er die Konsequenzen aus dem Erscheinen dieses Gedichtbaendchens wuerde ziehen muessen; er war sich darueber klar, dass er nach Erscheinen der Gedichte in Deutschland nicht laenger wuerde bleiben koennen. Als logische Folgerung seiner Gesinnung zog er diese Konsequenz, musste sie ziehen, als ein Mensch mit Ehrgefuehl, abhold jeglichen Kompromissen. Unbeirrbar, geradeaus ging er seinen Weg, ohne sich durch schon am Anfang vorauszusehende Gefahren und Schwierigkeiten irgendwie bestimmen oder beeinflussen zu lassen. Wie ehrlich Freiligrath seine Mission auffasste, zeigt uns das Ausschlagen einer seine Zukunft sichernden Stelle in Weimar. Er nahm lieber das unsichere Los eines Emigranten auf sich, als sich durch solch angenommene Stellung in seiner Meinungsaeusserung beengt zu fuehlen. Leichten Herzens ging er in die selbst

gewollte Verbannung, wusste er doch, dass seine Lebensgefachrtin all seine Schritte guthiess, ihm stets zur Seite stehen wuerde, in Elend, Not und Gefahr. In Mainz bestieg Freiligrath am 19. August mit seiner Frau den Dampfer und fuhr rheinaufwaerts nach Belgien. Er hatte gerade Belgien als Land der freiwilligen Verbannung gewaehlt, hoffte er doch, dass es ihm in diesem bluehenden Handels- und Industriegebiet durch seine kaufmaennischen Kenntnisse und durch seinen auch dort bekannten Namen im noetigen Falle moeglich sein wuerde, eine Stellung zu finden. Nachdem der Dichter die deutsche Grenze ueberschritten hatte, erschien dann Ende August 1844 das « Glaubensbekenntnis » in Mainz im Verlag von Victor von Zabern.

Wie Freiligrath es in seinem Motto zum Vorwort des « Glaubensbekenntnisses » gewuenscht hatte, wirkte dieses Buechlein wie ein kecker Schuss in die Stickluft jener Tage. Die Aussenstehenden, die von den inneren Kaempfen ja nichts wissen konnten, den Dichter noch immer als den « lauen » Republikaner kannten und ihn fern allen politischen Geschehens glaubten, konnten sich diesen nun auch nach aussen hin dokumentierten Gesinnungswechsel nicht erklaeren. Viele sahen Freiligrath durch Hoffmann von Fallersleben bekehrt, mit dem Freiligrath in Koblenz in der Nacht vom 17. August 1843, nach Hoffmanns Absetzung, in einem Zwiegespraech seinem ganzen Missmut und seiner Unzufriedenheit mit den politischen und sozialen Zustaenden des damaligen Deutschland freien Lauf liess.

Es sei hier gestattet, Freiligraths persoenliche Meinung ueber diese « Konversion » wiederzugeben, die er in einem vom 5. Juli 1852 an den Verlagsbuchhaend-

ler Brockhaus gerichteten Brief vertritt: « Nur eine Bemerkung », schreibt Freiligrath (11) « moechte ich mir erlauben: ueber die Fabel von meiner sogenannten « Konversion » durch Hoffmann von Fallersleben, die zuerst von der reaktionaeren Presse des Jahres 1844 erfundene und geschaeftig verbreitete. Ich habe es bisher verschmaeht, auch nur eine Silbe dagegen zu schreiben; da der Mythus aber in juengster Zeit sogar in Anthologien und Literaturgeschichten Eingang gefunden hat, so glaube ich eine Gelegenheit, wie sie sich mir eben ungesucht bietet, nicht versaeumen zu duerfen, um der moeglichen Wiederholung eines groben Irrtums entgegenzuarbeiten. Ich bin weder bekehrt, noch bin ich bekehrt worden. Eine Entwicklung ist keine Bekehrung, eine Entwicklung geht auch nicht in einer Nacht vor sich, zumal nicht bei mir. Wer mich naeher kennt, wird wissen, dass ich gegen aeussere Einfluesse mich eher sproede verhalte; dass ich bei allem, was ich angreife, langsam und gruendlich und gewissenhaft zu Werke gehe. Was ich bin, bin ich durch mich selbst und die Zeit geworden. Ich habe gearbeitet, gedacht und innere Kaempfe bestanden, ehe ich Hoffmann kennenlernte, und nachdem ich ihn kennengelernt. Jene Nacht mit ihm ist vielleicht mit ein Sandkorn in der Wage meiner Entschluesse gewesen, aber auch nichts weiter. Neues hat er mich damals nicht gelehrt... Ich begreife nicht, wie man sich nur wundern mag, dass ich ein Dichter der Revolution geworden bin, wie man meinen ganzen Gang statt von innen heraus von aussen herein konstruieren mag. Meine erste Phase, die Wuesten- und Loewenpoesie, war im Grunde auch nur revolutionaer; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung wie gegen die zahme Sozietaet. »

(Um dieses Urteil verstehen und wuerdigen zu koennen, muessen wir bedenken, dass es von dem Dichter in einer Zeit gefaellt wurde, in der er bemueht war und auch bemueht sein musste, sein ganzes Schaffen als ein sich stetig entwickelndes Bekenntnis zur Revolution darzustellen, um so all denen entgegenzutreten, die sein Eintreten in den politisch-revolutionaeren Kampf durch aeussere Einfluesse bedingt sahen. d. A.)

« Nachdem ich mich einmal um die Politik des Tages zu bekuemmern angefangen, konnte ich eben nur den Weg einschlagen, den ich nun seit 8 Jahren mit unerschuetterlicher Konsequenz, kein Opfer scheuend, keinen Lohn begehrend, die liberalen (jetzt meist zu Kreuze gekrochenen) Zurechtweiser und Bespoettler meiner Uebergangszeit weit hinter mir lassend, gegangen bin. Ich wiederhole es: Resultate wie diese pflegen nicht aus den zufaelligen Impulsen eines geselligen Abends hervorzugehen; bei einer Natur wie die meinige koennen sie es nicht. »

Als einer der letzten unter den politischen Lyrikern war Freiligrath in den Kampf des Tages eingetreten, war erst nach schweren inneren Kaempfen in jenem sturmbewegten Jahrzehnt zum Bannertraeger der Revolution geworden; dafuer sollte er auch der maechtigste Rufer und Streiter in diesem Kaempf fuer die Sache des Volkes werden, der seine Mission ernst nahm und, von einem inneren Feuer getrieben, sie trotz Not und Entbehrungen durchzufuehren gedachte.

« Die Sachen sind, wie sie sind. Ich bin nicht von den Tories zu den Whigs uebergegangen, aber ich war, wie ich die Augen ueber mich oeffnete, ein Whig. » (12). Mit diesen, Chamisso entnommenen Worten schickt Freiligrath sein « Glaubensbekennt-

nis » in die Welt hinaus. Er will damit noch einmal mit aller Deutlichkeit darlegen, dass es sich bei ihm um keinen durch aeussere Umstaende verursachten Fahnenwechsel handelt, sondern dass seine jetzige Stellung innerhalb der Literatur die logische Folgerung seiner inneren Entwicklung ist. In dem Vorwort legt er klar, wie er in die Opposition gedraengt wurde und unter welchen Umstaenden er ein « Anderer » geworden ist. Er hatte noch immer auf eine Besserung der sozialpolitischen Verhaeltnisse in seinem Vaterlande gehofft, hatte geglaubt, dass ein radikales Vorgehen sich wuerde eruebrigen lassen. Aber zu seinem und des Volkes groesstem Leidwesen sah er sich in den gehegten Hoffnungen getaeuscht. Und als das Produkt, als das in die Praxis umgesetzte Ergebnis legt er nun diesen Band Gedichte vor. Keins von ihnen ist blosse Gedankenkonstruktion, alle Stuecke, besonders die der zweiten Abteilung, sind erlebt, sind aus der Zeit fuer die Zeit geworden. Diese Gedichte sind entstanden als das « unabweisliche Resultat ihres Zusammenstosses mit seinem Rechtsgefuehl und seiner Ueberzeugung. »

Offen erklaert Freiligrath, dass er sich im « anderen Lager », bei den Liberalen, bei der Opposition, befinde. Er glaubt es der Umwelt schuldig zu sein, nun, da er am Ende einer Entwicklung, eines durchgemachten inneren Kampfes stehe, aufzuzeigen, welchen Umweg er gegangen sei. Nur darum schicke er dem eigentlichen « Glaubensbekenntnis », der zweiten Abteilung der Gedichtsammlung, jener schon abgerundeten, in sich gefestigten politischen Meinung, an der es nichts mehr zu deuteln und ruetteln gibt, jene erste voraus, die sein politisches Werden, den langsamen, inneren Umschwung auch nach aussen hin dokumentieren

soll. Sie ist das Zeugnis seiner sich erst gestaltenden, noch im Werden begriffenen politischen Meinung und Gesinnung.

Nur aus seinem Wunsche heraus, diesen sich langsam bildenden Glauben, dieses allmaehliche Anderswerden der Umwelt klar vor Augen zu fuehren, solle man sich die Veroeffentlichung manch aelterer Gedichte in dieser Sammlung erklaeren. Mit der Veroeffentlichung verfolgte er nur den Zweck, eine Uebergangsepoche seines poetischen und politischen Werdens sich gegenueber und auch fuer die Zeitgenossen sichtbar zum Abschluss zu bringen und ihr damit einen Markstein zu setzen. Er gibt sich der Erwartung hin, dass der sachlich pruefende, sich von jedem Sentiment freihaltende Leser bald jene mannigfachen Verbindungen wird finden koennen, die von der ersten in die zweite Abteilung der Gedichte hinueberweist. Man wird finden und erkennen, dass er nicht aus persoenlichen, egoistischen Motiven ins « andere » Lager hinuebergewechselt war, sondern dass es sich vielmehr um eine notwendig gewordene ideologische Fortentwicklung handle. Nicht um die Erringung der Volksgunst war es ihm bei diesem « Anderswerden » zu tun; mit der Veroeffentlichung der Gedichtsammlung verfolge er nicht den Zweck, sich bewusst durch die Konjunktur in den Mittelpunkt des gerade herrschenden Treibens zu stellen.

Die Liebe und Achtung seines Volkes gelten ihm doch als zu hohe Ideale, um die zu buhlen er eines aufrechten, ehrlichen Mannes fuer unwuerdig haelt. Man wird seine « Umstellung » leicht begreifen, da sie ja nur das Ergebnis eines durchgemachten Prozesses ist, wie ihn aehnlich das ganze Volk in jenem Augenblick durchmachte, zum Teil aber noch nicht durch-

laufen hatte und noch in der inneren Entwicklung begriffen war. Freiligrath fuehlt, dass man ihm einen schweren Vorwurf werde machen koennen, den er als berechtigen anerkennt: Dieses Hinabsteigen in die Parteigefilde von jener hoeheren Warte, von der er geglaubt hatte, sich als Dichter auf ihr verschanzen zu muessen. Aber er gesteht, dass er in seiner Meinungsaeusserung voreilig gewesen. Der Dichter gehoert in den Kampf, muss Partei ergreifen, fuer oder wider Stellung nehmen; und darum ist er « mit Stirn und Brust » auf der Seite derer, die sich der Reaktion entgegenstemmen. Freiheit ! ist fuer ihn jetzt das Losungswort; jene Freiheit, fuer die zu kaempfen er bereit ist und immer bereit sein wird. Stets werden die Qualen, der Druck und die Schmerzen, unter denen sein Vaterland leidet und seufzt, auch seine eigenen sein; seine ganze Kraft und seine ganze Persoenlichkeit wird er einsetzen im Kampf fuer die Freiheit und das Recht. Bessere Tage will er fuer sein Vaterland heraufkommen sehen und seinen Teil, soweit es in seinen Kraeften steht, dazu beitragen; er will helfen, sein Land zu einem Land des Rechts und sein Volk zu einem Volk der Freiheit zu machen.

Schon bei einer ungefaehren Durchsicht der Gedichte des « Glaubensbekenntnisses » faellt uns die Mannigfaltigkeit der behandelten Sujets auf, und um bei der Besprechung nun eine gewisse Ordnung in die zeitlich dann zwar oft auseinanderliegenden Stuecke zu bringen, schien eine gruppenweise Darstellung und Behandlung der Gedichte am Platze. Danach ergab sich dann folgende Zusammenstellung: Die an Tagesereignisse anknuepfenden Verse, die einen Uebergang dokumentierenden Gedichte, die in der Legende und Geschichte wurzelnden Anekdoten und schliesslich die

sozialen- und politischen Satiren. Bei der Frage, ob Freiligrath bei der Niederschrift all dieser Gedichte diese als Einzelstuecke, ohne inneren Zusammenhang, oder als ein in sich geschlossenes Ganzes ansah, stehe ich auf dem Standpunkt, dass er sie als eine Einheit auffasste und sie als den mit innerer Notwendigkeit, im Grad der Ueberzeugungstreue stetig fortschreitenden Entwicklungs- und Umstellungsprozess eines mit den Problemen seiner Zeit sich beschaeftigenden geistigen Menschen betrachtete. In welcher Art und in welchem Masse diese Entwicklung vor sich gegangen ist, soll nun die Besprechung der einzelnen, oben genannten Gedichtgruppen ergeben.

Das Gedicht, das den aeusseren Markstein in der gewiss unfreiwilligen Wendung des Dichters zur politischen Lyrik darstellt, « Aus Spanien », ist wohl bewusst als Einleitungsgedicht von Freiligrath in seine Gedichtsammlung aufgenommen worden. In einem gewissen Sinne koennen wir dieses Gedicht als eine Verteidigung ansehen, indem Freiligrath sich gegen den Vorwurf verwahrt, den konservativen Dichtern und damit einer bestimmten Richtung anzugehoeren.

Es handelt sich um die Hinrichtung eines spanischen Generals, der die 1840 verdraengte Regentin Marie Christine in die Residenz zurueckfuehren wollte. Freiligrath verwahrt sich dagegen, fuer diesen General Diego Leon Partei ergriffen zu haben; nur einem reinen, wahren menschlichen Empfinden und Mitgefuehl entspringt sein Wort: (13)

> Und er verdient, dass ihm Verse droehnen;
> Dumpf, wie gedaempfter Trommeln Schall.
> Die ihr gehoert—frei hab ich sie verkuendigt.
> Ob jedem recht—schiert ein Poet sich drum ?...

fragt Freiligrath und einige Zeilen weiter gibt er die

Antwort, die in diesem ganzen Rahmen etwas forciert, unmotiviert und gewollt erscheint, jene Antwort in zwei Zeilen, die das an und fuer sich belanglose Gedicht in jener Zeit beruehmt machte:

> Der Dichter steht auf einer hoehern Warte
> Als auf den Zinnen der Partei.

Abgesehen davon, dass « aus der Opfer blutbespritzter Knochen » (10. Str.) schwerlich ein Raecher erstehen kann und dass der Endzeiler « scharfes Gebiss » in der letzten Strophe, der sich auch schon in der 5. findet, sich etwas ungluecklich auf « aliquis » reimt, scheint mir doch, dass die Gleichnisse in den letzten 3 Strophen durchaus nicht so ungluecklich gewaehlt sind, wie Volbert es behauptet.

Denn wie der im Stiergefecht getroffene Stier blutend zuckt, aber dennoch nicht gleich enden kann, so darf mann auch von einem Land sagen, dass es durch die inneren Wirren schwere Wunden erhalten hat, blutend zuckt, aber doch nicht stirbt, um dann vielleicht spaeter durch eine starke Persoenlichkeit neu gestaltet zu werden. Nicht den Todesstoss soll der Matador dem Stiere geben, denn noch ist Leben in ihm, noch ist das Land nicht ganz zugrundegerichtet.

Das beruehmsteste Gedicht aus dem 1. Teil des « Glaubensbekenntnisses » ist unstreitig der gegen Herwegh gerichtete « Brief », ein Gedicht, das die ganze damalige literatische Welt an dem Kampf Herwegh-Freiligrath teilnehmen liess und sie gleichsam zwang, fuer oder wider Stellung zu nehmen. Die Entstehungsgeschichte des Gedichts ist bekannt: Dem Gedicht Freiligraths « Aus Spanien », in dem er fuer den Dichter jene « hoehere Warte » fordert, war Herweghs « Parteilied » und ein freundliches Schreiben gefolgt, in dem er Freiligrath zur Umstellung mahnte.

Der Streit war eroeffnet und die grosse Masse des Volkes, und vornehmlich die Jugend, war auf Seiten des juengeren Herwegh. Es war ein Streit, der oeffentlich ausgekaempft wurde.

Es war das Jahr 1842, kurze Zeit nach der rheinlaendischen Landtagsaufloesung. Als Friedrich Wilhelm IV. 1840 den deutschen Thron bestieg, hatte das ganze deutsche Volk, und mit ihm Freiligrath, gehofft, dass sich viele seiner politischen Wuensche verwirklichen wuerden. Aber es musste doch bald einsehen, dass dieser Koenig ein romantischer Schwaermer, dass er nicht der politisch aktive und liberale Herrscher war, den man zuerst in ihm gesehen. (14). Freiligrath war in seiner Meinung ueber Constitutionen und in seinem Glauben an den Koenig schon wankend geworden; damals fuehlte und begriff seine empfaengliche und leicht erregbare Natur schon die gewaltige politische Bewegung, die auf eine deutsche Einheit und auf eine staatliche und soziale Umwandlung hinzielte. (15). Auch er empfand und teilte lebhaft die dumpfbruetende Sehnsucht nach nationaler Macht und Groesse, nach einem Heraus aus den gegenwaertigen Zustaenden. Freiheit, Vaterland und Recht waren damals fuer ihn schon Begriffe, die keine blossen Worte darstellten. Dass er aber damals, 6 Jahre vor der Revolution, fanatische und radikale Reformen noch nicht akzeptieren wollte, darf uns heute nicht wundernehmen. Unangenehm beruehren muss uns in dieser Zeit nur seine Haltung seinem literarischen Gegner gegenueber, als dieser strauchelte.

Herwegh war nach seiner Reise durch Deutschland ausgewiesen worden, als er wegen des Verbots seiner noch nicht einmal hier erschienenen Zeitschrift sich in einem « Brief unter vier Augen an den Koenig »

wandte. Es ist eine absolute Verkennung der Tatsachen, wenn Volbert (16) sagt, dass dadurch Freiligraths ehrliches Herz zu einer zuernenden Apostrophe veranlasst wurde. Ich glaube vielmehr, dass unlautere Motive, Neidsucht, usw. Freiligrath veranlassten, jetzt gegen seinen so beruehmten Widersacher zu Felde zu ziehen, ihm eins auszuwischen. Uebertrieben und zugleich ein Beweis innerer Unehrlichkeit ist es, wenn Freiligrath schreibt, (17) dass dieser Brief Herweghs an den Koenig « eine kaum zu verwischende Schmach » sei, ein Schindludertreiben mit der Freiheit. Es soll hier uneroertert bleiben, ob Freiligrath aus seiner Stellungnahme « gegen » fuer sich persoenlich von hoeherer Stelle etwas erhoffte; gewiss ist nur, trotz Volberts gegenteiliger Behauptung, dass Freiligrath mit Freuden die Gelegenheit ergriff, den liederreichen, auf die Jugend wirkenden Dichter Herwegh von seiner fuehrenden Stellung zu verdraengen.

Anklagen ueber Anklagen erschienen in der Oeffentlichkeit. Karl Heinzen schickt einen Absagebrief an ihn in die Welt hinaus, der Freiligrath zum Denunzianten stempelt, der « ohne Scheu nach der Standarte der Polizei greift ».

> Gefordert einst zu maennlicher Bestreitung
> Schwieg die poetische Person.
> Jetzt kaempft, o Ehre, in der Koelner Zeitung
> Die—Pension. (18).

Prutz (19) schreibt in der « Rheinischen Zeitung », dass nicht Neid und Hass, nicht Bosheit und Servilismus Freiligrath zu diesem Schritt getrieben haben; es ist die truebe Beschraenktheit, in der diese und andere Motive nur noch embryonisch liegen.

Am schaerfsten wurde Freiligrath aber wohl von Ludwig Wiss in einem Gedicht angegriffen, das wegen

seiner Schaerfe selbst die Rheinische Zeitung nicht annahm : (20)

Und siehst mit argem Neid,
Dass man in reicher Fuelle
Ihm Lorbeerkraenze weiht...
Jetzt willst du ihn erwuergen,
Der dir die Wunden schlug.

Zum Schluss des Gedichtes wird Freiligrath aufgefordert, von seiner bisherigen Schaffensart abzulassen und sich mit Herwegh in eine Reihe zu stellen.

Auch aus den Kreisen, die Freiligrath nahestanden, machte sich Kritik gegen dessen Verhalten Herwegh gegenueber bemerkbar; die Enttaeuschung war gross. Adolf Schults, ein niederrheinscher Vorkaempfer des Liberalismus, gibt seiner Stimmung und damit der vieler Gesinnungsgenossen folgenden Ausdruck :

So spricht der Dichter nicht zum Dichter,
So schmaeht den Helden nicht der Held.
Des freien Saengers freier Richter,
O, zaehl' dich nicht zu dem Gelichter,
Das da frohlockt, wenn einer faellt.
Fuerwahr, du hast ein Wort gesprochen,
Das schier wie Schadenfreude klingt.
...Mit Spottesruten ihn zu schlagen,
Mit Hohn dem Fluecht'gen nachzujagen,
Das aber lass dem feilen Knecht.

Eine Ehrenrettung Freiligraths gleichsam unternahm der Vater von Freiligraths Biograph, Karl Buchner, in der Zeitschrift « Vaterland », indem er an Hand des Gedichttextes nachzuweisen sucht, dass der Inhalt in keiner Weise offensiven oder beleidigenden Charakters ist. Aber Buchner irrt, denn solche Verse wie:

Du trotziger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab.
Dahin der Agitator
Und uebrig nur—der Schwab.
..Wen Ruhmeskleider zieren,
Der huete sie wie Schnee.
Wahr ist es: Renommieren
Verdirbt die Renommee...

muessen durch ihren herausfordernden Ton verletzen

und konnten auch nur gegen ihren Verfasser ausgelegt werden.

Die Beurteilung der Persoenlichkeit Freiligraths in dieser « Brief » - Angelegenheit waere eine klare, wenn auch negative, wenn es der Dichter nicht fuer noetig befunden haette, am Schluss des Gedichtes noch Moral zu predigen und damit seine innere literarische Haltlosigkeit, seine Halbheit zu bekunden. Dieser Schluss :

Zieh' hin, doch um zu kehren.
Die Freiheit kann verzeihen.
Bring ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring sie ein.
Der Dichtung Goldstandarte
Lass wehn sie doppeltreich:
Poet, wetz' aus die Scharte
Wetz' aus den Schwabenstreich...

klingt unaufrichtig, traegt nach all dem dieser Strophe Vorangehenden den Stempel der Unaufrichtigkeit, und es darf uns nicht wundernehmen, dass diese versoehnlich klingende Strophe in keiner Weise vermochte, den ueblen Eindruck, den dieses Gedicht erweckte, zu verwischen.

Durch den « Brief » - Streit hatte sich Freiligrath auf eine Bahn begeben, die ihn aufhaltsam jenem von ihm nicht erstrebten Ziele zufuehrte und ihn, wenn auch nicht zu einem Schreier des Radikalismus, so doch zu einem « Liberalen » machen sollte. Er hatte nun einmal begonnen, sich um Tagespolitik zu bekuemmern, und seine ganze Natur musste ihn schliesslich zu jenem Ziele draengen –dem Lager des radikalen Liberalismus. (21).

Genau ein Jahr war vergangen. Freiligrath hatte inzwischen die Notwendigkeit einer Umstellung erkannt. Er sah nun mit aller Deutlichkeit, welche Gegensaetze zwischen den herrschenden Schichten und dem Volk bestanden und dass es ein Gebot der

Stunde war, das Streben des Volkes nach Freiheit mit zu unterstuetzen. Dass der bevorstehende Kampf sich schwierig gestalten wuerde, wusste er und es konnte ihn auch nicht abschrecken. Vorerst erstrebte er aber auch noch keine gewaltsame Loesung; eine Verstaendigung zwischen den Fuersten und dem Volk schien ihm immer noch moeglich. Und er selbst wollte dabei nur ein Mittler sein, wollte der Masse helfen, ihre zu Recht bestehenden Forderungen durchzusetzen. Aber der gute Wille zu einer Verstaendigung schien nur auf Seiten des Volkes vorhanden zu sein, und so bekam der Dichter bei der Ausuebung seiner Mittlerrolle durch Zensurierung und teilweise Streichung seiner Gedichte auch selbst zu spueren, welcher Wind im damaligen Deutschland wehte und welche Aussicht somit auf eine Erfuellung der vom Volke gehegten Wuensche und Erwartungen bestand. Diese Verbote und Streichungen mussten zwangslaeufig dazu fuehren, den Dichter darin zu bestaerken, die undankbare Mittlerrolle aufzugeben und sich dem politischen Liberalismus immer mehr anzuschliessen.

Besonders erbittert war Freiligrath ueber die Zensur, die nun jede freie Meinungsaeusserung unterdrueckte. Unter diesen Gesichtspunkten und in solcher Stimmung schrieb Freiligrath die beiden Gedichte gegen die Zensur « Wann ? » (22) und « Im Irrenhause » (23), die als Antwort auf die Streichung seiner Gedichte gelten konnten.

Freiligrath spricht im ersten die tolle Hoffnung aus, dass die braven Henker des Geistes einst sprechen werden :

Es ist genug.
In unserer Seele schreit es Zeter—
Wir geben ihr Gehoer.
Koepft selber eure Missetaeter—
Wir koepfen keinen mehr.

Dieses « Mordinstrument », den Rotstift, werden sie von sich werfen, die Schere in den Fluss schleudern und erklaeren :

Fuer ehrlos gelte
Der deutsche Mann hinfort,
Der stuemmelnd niederhaut mit Kaelte
Das unbeschirmte Wort.
Der Hand legt an das Allerfreiste
Von allem, was da frei.
Der an dem Gott in uns, dem Geiste,
Ausuebt Scharfrichterei.

Den Anlass zu dem Gedicht « Im Irrenhause » bot der Tod des einstigen preussischen Zensors Tschoppe, der im Wahnsinn im Irrenhaus geendet hatte. (24). In duesteren Zuegen, durch eine etwas emphatische Sprache herbeizitiert, laesst der Dichter den Zensor vor uns erscheinen. Wahnsinnig war er geworden, er, der den freien Gedanken gemordet, der von hoeherer Stelle die Weisung hatte, jede freie Meinungsaeusserung schon im Keime zu ersticken. Alles, was er waehrend seiner Taetigkeit unterdrueckte, Freiheit und Wahrheit, denen er Hohn gesprochen und die er hat vernichten wollen, sind wiedererstanden, gleichsam Boten einer neuen Zeit, die sich nun an ihm raechen wollen. Nun muss er einsehen, dass der Geist sich nicht toeten laesst, dass man ihm nur auf voruebergehend Wunden beibringen kann.

« Gnade »—fleht er und glaubt sie verdient zu haben, weil es noch strengere Zensoren gegeben hatte.

Und Freiligrath laesst nun Gnade walten, denn dieser Zensor handelte nicht aus eigenem, inneren Antrieb; er war ja nur das ausfuehrende Werkzeug in der Hand anderer, und darum:

Lass uns nicht richten—nur bedauern.

Ein damaliges Ereignis greift Freiligrath in dem Gedicht « Eine Seele » (25) auf. Der Marburger Pro-

fessor Jordan, der hervorragend an den Verfassungskaempfen in Kurhessen beteiligt war, wurde auf eine Denunziation hin 1839 verhaftet. Das Verfahren gegen ihn wurde aeusserst willkuerlich und schleppend gefuehrt. Waehrend der Haft, die erst 1845 zu Ende ging, war seine Tochter gestorben, und Jordan erhielt nicht die Erlaubnis, beim Begraebnis zugegen zu sein. Das ganze zivilisierte Deutschland beschaeftigte sich damals mit dem « Fall Jordan ». Nicht genug, dass man Jordan willkuerlich gefangen hielt, schien die « Staatsautoritaet » es auch nicht zu gestatten, dass ein Vater seinem Kind den letzten Dienst erweist. Aber Freiligrath troestet die ins Jenseits geflogene Seele, laesst sie Trostworte hoeren von Maennern, die gleich ihrem Vater fuer die Sache des Rechts eingetreten und darum verfolgt waren: Seume, der freisinnige Patriot, der von der hessischen Regierung an England fuer dessen Regimenter in Nordamerika verschachert wurde, (26) Schubart, der wegen seiner freien journalistischen Betaetigung zehn Jahre Haft auf dem Hohenasperg zu verbringen hatte, der Dichter der « Raeuber » und Hutten, der schon zu seiner Zeit fuer die Freiheit gestritten, sie alle kommen und bezeugen der Tochter Jordans ihre Teilnahme.

Merkwuerdig in diesem Gedicht muss es uns anmuten, wenn Freiligrath Schiller sagen laesst: « Die Freiheit ist nur in dem Reich der Traeume. » Wozu dann der gefuehrte Kampf, wenn er stets Utopie bleiben soll ? Wozu Opfer bringen, wenn man schon von vornherein ueberzeugt ist, dass das erstrebte Ziel unerreichbar ? Fuer die elegisch gehaltene Grundstimmung des Gedichtes wirkt es brutal, wenn Seume die Tochter Jordans auffordert, fuer den raschen Tod ihres Vaters zu beten, da er weiss, dass die Willkuer

der Dynasten ihn nur muerbe machen und zerbrechen wird.

In dem Gedicht « Zwei Flaggen » (27) gibt Freiligrath seinem Missfallen ueber die russisch-preussische Verdindung und die vom Zaren in Deutschland verfolgten Bestrebungen lebhaftesten Ausdruck. Er wendet sich darin gegen den sich in seinem Vaterlande geltend machenden russischen Einfluss und geisselt die dem grossen Nachbarn aus dem Osten entgegengebrachten Freundschaftsbezeugungen. Fuer ihn ist die innere Freiheit bedingt durch eine auch nach aussen hin sichtbare Selbstaendigkeit; und der Dichter ist damals, April 1844, noch so weit National-Deutscher, dass er zunaechst ein unabhaengiges Preussen sehen will, um dann vielleicht spaeter an die Erledigung der die innerpolitische Freiheit betreffenden Fragen zu gehen.

Wohl ist es ihm auch nicht angenehm, den blau-weiss-roten Wimpel auf dem Rhein zu sehen, doch kein Wort von blindem Hasse, denn

> Auch uns ist dieses Banner wert,
> Es brach der Freiheit eine Gasse.

Nennt ihm ein Banner, das edler und verwegener, einen Kaempfer dieser grossen Nation, der es je an Mut un Tapferkeit hat fehlen lassen. Doch seinen ganzen Grimm entlaedt Freiligrath dem Doppeladler aller Reussen gegenueber, der neben dem preussischen Aar am Vordermast eines Koelner Dampfers flattert. Unter diesem schwarzen Doppeladler wurden die um ihre Freiheit kaempfenden Polen niedergeworfen. Und Freiligrath hasst ihn:

> Derselbe, der von seinem Pol
> Rundspaeht mit immer kuehn'rem Draeuen.
> Und als der Despotie Symbol
> Feind und verhasst ist allen Freien.
> Der nur aus Schlauheit, eng und fest

Den Adlern diesseits sich verbuendet,
Und keck in jedem deutschen Nest
Ein Filial des eignen gruendet.

Wohl weiss er, dass er dagegen nicht ankaempfen kann, gegen diese so unpassende Freundschaft, doch der Rhein sagt es voraus :

Ob die Monarchen Freundschaft treiben—
Die Voelker werden Feinde sein,
Die Voelker werden Feinde bleiben.

In diesem in jeder Weise ehrlich gemeinten Gedicht, in dem Freiligrath zum Schluss noch fuer ein einiges deutsches Banner eintritt, das nicht noetig hat, um die Gunst des Russenadlers zu buhlen, muessen wir uns fragen, ob die letztzitierten Verse woertlich zu nehmen sind, denn andernfalls wuerden sie mit des Dichters liberalen Ideen von Voelkerverstaendigung und Voelkerverbindung in schroffem Widerspruch stehen. Ich neige hierin der Ansicht zu, dass der Dichter damit kein bewusstes Urteil hat abgeben wollen und er von einem solchen Nationalismus weit entfernt war; man darf annehmen, dass er diese Verse wohl im Ueberschwang der gefuehlsmaessigen Abneigung gegen die russische Willkuerherrschaft hingeworfen und nicht ernstlich durchdacht hat, wie ueberhaupt alle in dieser Zeit entstandenen Gedichte das Merkmal der Spontanitaet an sich tragen.

In dem « Kinderlied » (28) fuehrt uns der Dichter, in Erinnerung an den Nikolaus der Weihnachtszeit, einen anderen Niklas vor, den russischen Zaren Nikolaus I. Und die grosse Masse hasste diesen russischen Herrscher, der die freiheitsliebenden Polen unterdrueckte und in seinem Land keinerlei freiheitliche Regung aufkommen liess.

Entschieden uebertrieben ist, wenn Freiligraths Biograph Buchner (29) sagt, dass Freiligraths Poesie zu einem « aetzenden Gift » wird, wenn sie sich wie in

dem « Kinderlied » gegen Russland wendet. Dieses Gedicht und « Zwei Flaggen » moegen wohl Pfeffer und Salz in Freiligraths « Glaubensbekenntnis » sein und als solche auf die damaligen Leser auch gewirkt haben, fanden sie in ihnen doch ausgesprochen, was sie selbst empfanden, dem aber Ausdruck zu verleihen sie nicht vermochten. Eine geschickt gemachte Persiflage voll politischer Ironie ist dieses Gedicht, und wir koennen verstehen, dass es vornehmlich Gedichte dieses Genres waren, die Freiligrath der Obrigkeit als Feind eines benachbarten, in Freundschaft verbundenen Staates und damit als Feind Preussens selbst erscheinen lassen musste. Wir spueren eine ehrlich gemeinte Entruestung aus diesem Gedicht heraus, war man doch an hoeherer Stelle aufs Eifrigste bemueht, die Freundschaft des Zaren nicht zu verscherzen; die wichtige ostpreussische Grenze wurde unbefestigt gelassen, und aus demselben Grunde wurden die demuetigenden Handelsbeschraenkungen, die Russland Deutschland gegenueber zur Anwendung brachte, stillschweigend angenommen, ohne im Entferntesten daran zu denken, Gegenmassnahmen zu ergreifen.

Es war daher begreiflich, dass solche Tatsachen, verbunden mit den fast notorischen Sympathiegefuehlen fuer das unterdrueckte Polen nur dazu angetan waren, die Stimmung des Volkes gegen Russland zu verstaerken.

Klar zeigt Freiligrath dem Volk die bestehende Gefahr auf :

Mit der naechsten Schlittenbahn
Kommt er angerutscht aus Norden;
Offen liegt vor ihm der Plan,
Denn der Pol' ist matt geworden...
...Und so ist er bald denn da,
Wie auch Elb' und Oder flute.
Kinderchen, seid artig ja,
Denn—auch strafen kann der Gute.

Freiligrath war nun in die Gefilde des Parteigetriebes hinabgestiegen und hatte erkannt, dass die Bestrebungen der Demokraten in jeder Weise gefoerdert zu werden verdienten. Und er wollte sich nun der Bewegung zur Verfuegung stellen, wollte fuer sie eintreten und den von ihnen propagierten Ideen zum Siege verhelfen. Aber seine eigene liberale Gesinnung, die noch ziemlich jungen Datums war, gestattete ihm doch noch nicht, in seinen Versen jenen wahren, die Sache des Volkes ueberzeugend vertretenden Gedanken der Freiheit und des Rechts wirkungsvoll Ausdruck zu geben. Um liberale, demokratische Gedankengaenge zu entwickeln, muss er noch zu Mitteln greifen, die seine konservative, national-preussische Gesinnung immer wieder hervortreten lassen, und in der ersten Zeit seines « Anderswerdens » fehlt seinen Versen noch die Ueberzeugungskraft, die seine spaeteren Gedichte auszeichnen. — Um nun einem politisch- liberalen Gedanken poetisch Gestalt zu geben, muss Freiligrath zunaechts noch in die Vergangenheit, der er doch schon ade sagen zu koennen glaubte, zurueckgreifen. Ihm bietet die Gegenwart noch immer nicht die Moeglichkeit, seine Auffassung von Freiheit und Recht dem Volke zu vermitteln. Um seine republikanische Gesinnung zu bekunden, zitiert er noch Fuersten und Generale herbei, die ihm als Vorbilder einer freiheitlichen Denkungsart gelten und beweist damit, wie unbeholfen und wie wenig vertraut er damals noch mit der demokratischen Bewegung war.

Da ist zunaechst « Prinz Ludwig von Preussen » (30). Hier schildert uns der Dichter, wie sich der Prinz als erster im preussischen Heer den Zopf abschneiden liess. In Balladenform geschrieben, hat dieses Gedicht

spaeter grossen Beifall gefunden. Am Schluss des Gedichtes wird Freiligrath « politisch », indem er dem Volk ins Bewusstsein ruft, dass der Armeezopf endlich gefallen ist, dass sich dafuer aber andere, lies Reaktion, breit und bemerkbar machen. Im Interesse des Volkes schliesst er mit der Bitte und Hoffnung, dass auch diese « Zoepfe » bald ein Retter zerfetzen moege :

Ludwig, schick ein Donnerwetter,
In die Zoepfe dieser Zeit !

Wie bereits erwaehnt, erfreute sich dieses Lied bald einer grossen Volkstuemlichkeit, und daran anknuepfend, schrieb Freiligrath kurze Zeit danach «Und noch einmal der Zopf». (31). Wie immer in solchen Faellen, faellt eine zweite Behandlung ein- und desselben Stoffes stets unguenstiger als die erste aus, denn es fehlt ihr die Urspruenglichkeit, das Zeichen des « Ungewollten ». Auch hier am Schlusse wieder die moralisierende Tendez, die Klage darueber, dass man mit diesem « Zopf », dem damaligen Zeichen der Rueckschrittlichkeit, das Volk zerpeitscht.

Auch im « Koenigsstuhl von Rhense » (32) greift Freiligrath auf die Geschichte zurueck, die ihm als Mittel dienen muss, seine politische Umstellung zu dokumentieren.

Ironisierend, im Heineschen Ton, berichtet Freiligrath, dass um den neuen Koenigsstuhl Enten und Gaense herumschnattern. Wie sehr hatte sich der Dichter doch 1840 um die Wiederaufrichtung des Rolandsbogens bemueht und sich fuer die Sache begeistert; diese Begeisterung fuer solche « vaterlaendischen » Geschehnisse ist verflogen; sie hat einer allgemeinen Ernuechterung Platz gemacht, und der Dichter macht sich nun ueber die Wiederherstellung

des Koenigsstuhls lustig. Eine Konzession macht er nur : den Wahlstuhl laesst er als historisches Denkmal gelten,

> Als ein Zeichen, und zum Frommen
> Aufgericht't am Rheinesstrand.

Als Warnung an die Adresse des Koenigs aufzufassen sind die Verse :

> Als man einen Trunkenbolden
> Nach Verdienst vom Throne stiess...
> Fauler Wenzel, nimmer sehnen
> Wir uns heut nach dir zurueck.
> Auch am Koenigsstuhl zu lehnen,
> Deucht uns kein besonder Glueck.

Damit ist Freiligrath einen Schritt weiter zur Verwirklichung des demokratischen Gedankens gegangen, indem er vorerst den Koenig an einen Monarchen erinnert, den das Volk seiner Herrschaft beraubt. Der Dichter plaediert hier aber noch keineswegs fuer die Abschaffung der Monarchie; seine Verse sind gleichsam ein guter Rat an die Adresse des Koenigs, sich den berechtigten Wuenschen und Forderungen des Volkes nicht zu verschliessen, sondern zu versuchen, die bestehenden Differenzen auf guetlichem Wege beizulegen und eine Verstaendigung mit dem Volke herbeizufuehren.

In « Des Kaisers Segen », von dem Gudde (33) sagt, dass es beweist, dass Freiligrath die sozialen Zustaende noch weniger als die politischen kannte, begegnet der Dichter Karl dem Grossen, wie er segnend die Weinstoecke des Rheingaus durchschreitet. Gudde wirft Freiligrath die Strophe vor :

> Er denkt auch an den ird'nen Krug
> In strohgedeckten Huetten.
> Und schuettet Most und Wein genug
> In armer Halfen Buetten...

und fuehrt demgegenueber die Tatsache des Elends der armen Weinbauern jener Zeit an. Es ist aber un-

wichtig, ob Freiligrath sich dieser Tatsache bewusst war oder nicht; vielleicht wollte er, bei voller Kenntnis der damaligen Zustaende, damit ein der Nachahmung wertes Beispiel geben. In starkem Masse ist Freiligrath mit diesem Gedicht von Geibel abhaengig, der in der « Rheinsage » dasselbe Thema behandelt. Was jedoch die auch zeitlich ziemlich weit auseinanderliegenden Gedichte wesentlich unterscheidet, ist, dass Geibels Strophen rein lyrische Verse sind und mehr als Rhein- und Weinlied aufzufassen sind, waehrend Freiligrath bewusst das soziale Moment hineinbringt. Aber er idealisiert zu stark, und was wohl das Ausschlaggebende ist, Freiligrath zeigt sich darin noch nicht als der unabhaengige, sozial-liberale Dichter des Volkes, fuer den es im hoechsten Masse unzulaessig sein muesste, einen Despoten, als solcher Karl der Grosse doch schliesslich anzusehen ist, als Vorbild liberaler, wahrhaft demokratischer Gesinnung hinzustellen.

Eine etwas merkwuerdige Entstehungsgeschichte hat das Gedicht « Die weisse Frau », (34), in dem Freiligrath die altbekannte Sage von der in Schloessern herumspukenden weissen Frau dazu benutzt, den Koenig an sein seit langem gegebenes Versprechen einer konstitutionellen Verfassung zu mahnen. Es war im Poetensommer 1843 zu St. Goar, als Freiligrath eines Abends mit seinen Gaesten Geibel und Levin Schuecking die Spukgeschichte von der weissen Frau poetisch, jeder auf seine Weise, darzustellen unternahm. Freiligrath brachte an jenem Abend ein Fragment fertig, (35), das in seiner Anlage unvollendet blieb; erst im Januar 1844, dem Monat einer fast fieberhaft poetischen Taetigkeit, arbeitete Freiligrath den Entwurf zu einem politischen Gedicht um, das er selbst zu einem seiner bestgelungenen dieses Genres zaehlte.

Die weisse Dame zieht wieder einmal durch die deutschen Fuerstenschloesser. Sagt sie wieder ein Sterben an ? Man weiss es nicht, aber die Kunde geht, dass ein innerer tiefer Jammer sie hervor ans Tageslicht treibt. Zum Fuersten tritt sie hin und findet ihn im Schlummer, waehrend er, im Interesse seines Volkes, doch stets auf und wach sein muesste; aber er schlaeft, hoert und sieht nicht, was rings um ihn vorgeht. Da rafft sie sich auf und spricht zum Herrscher, dass er es hoere :

Auf mein Geschlecht.—Hoer', wie weithin
Ein Schrei gellt, den du selbst beschworen.
Es ist der Schrei, den um sein Recht
Das Volk erhebt—annoch in Treuen.
Du schlaefst sehr fest, o mein Geschlecht,
Zu ueberhoeren solch ein Schreien.
...Du mordest deines Volks Vertrauen.

Frei solle der Fuerst dem neuen Leben, der neuen Zeit das Panier entfalten und sich nicht am verwitterten Brokat des Alten klammern; er soll davon ablassen, den einmal betretenen und nur von ihm als recht erkannten Weg weiter einzuschlagen; er solle sich vielmehr dazu aufraffen, dem Volk endlich die versprochene Verfassung zu geben. — Aber auch in diesem Gedicht bleibt Freiligrath in der Geschichte oder Sage, in der Vergangenheit befangen, aber die Gesinnung ist doch schon, im Sinne des Liberalismus, entschiedener geworden. Nur erst in Bildern wagt Freiligrath den Monarchen an seine Schuld dem Volk gegenueber zu erinnern. — Und es ist auch wieder die Forderung der versprochenen Verfassung, die Freiligrath in der Fortsetzung der « Weissen Dame », in dem Gedicht « Vom suessen Brei », (36), an den Koenig richtet. Es ist dies uebrigens das einzige Mal, dass sich der Dichter direkt an den Koenig wendet. Auch hier zieht Freiligrath wieder eine Fabel, die des

suessen Breis, heran, um zu mahnen und zu erinnern. Treue Bauleute, das Volk, haben an der Errichtung des Schlosses, des Staatsganzen, mitgearbeitet. Wo bleibt nun ihr Lohn ? In Treue sollte das Volk aushalten, in jenen Tagen der Not und Gefahr; und nun, soll es bei dem Versprechen bleiben? Und das schliessliche Aufbegehren des Volhes vorausschauend, mahnt die weisse Frau den Koenig in seinem eigensten Interesse, denn

Wer weiss, was wird-rasch fliehn die Stunden.

Mit diesen Worten sagte Freiligrath die Revolution voraus, die vier Jahre spaeter ausbrechen sollte.

Die damalige Schwaeche Freiligraths in der Darstellung politisch-aktueller Themen offenbart sich besonders stark in diesem Gedicht, wo der Dichter fuer das zu Recht bestehende Verlangen des Volkes nach einer Verfassung das an Ungeschicklichkeit kaum noch zu ueberbietende Bild eines suessen Breis verwendet. Freiligrath zeigt sich in diesen Versen als Dichter, der sich die Ideen und Forderungen der Masse zu eigen gemacht hat, aber doch noch nicht Gestaltungskraft genug besitzt, diese Ideen und Gedanken in eine der Gesinnung adaequaten Form umzusetzen.

« Der Adler auf dem Maeuseturm » (37) ist schon als Symbol gueltiger und praegnanter. War Freiligrath damals auch schon ein Gegner der bestehenden preussischen Regierung, so war er wiederum auch ehrlich genug anzuerkennen, dass sie auch viel Gutes getan hatte, indem sie bei der Missernte im Jahre 1843 mit Getreide und Lebensmitteln fuer die aermere Bevoelkerung nicht gegeizt und auch in manch anderem schlechten Jahr die Steuern erlassen hatte. Wohl gebuehrt ihr Lob dafuer, doch nicht Brot und Korn allein wollen heut die Voelker, sie verlangen heute

mehr, als was man mit den Zaehnen zermalmt. — Der Schrei nach der « Freiheit Brot » hat schon etwas Wuerdigeres als der nach dem « suessen Brei ». Dazu kommt die ernstgemeinte Warnung an Preussen, dem es gleich dem grausamen Bischof Hatto ergehen koennte:

Es frassen ihn die Maeuse doch—
Ihn selbst zusamt der Bischofsmuetze.

Eine ausgesprochen moralisierende Tendez liegt dem aus der brandenburgischen Geschichte entnommenen, an Heines « Belsazar » anklingenden Gedicht « Ein Fernsterkreuz » (38) zugrunde. Wohl durch den besonders von Ostpreussen kommenden Widerstand gegen die Politik Friedrich Wilhelms IV. angeregt, berichtet uns Freiligrath eine Episode aus dem Kampf des Kurfuersten Georg Wilhelm, des Vaters des Grossen Kurfuersten, mit den ostpreussischen Staenden. Aehnlich wie im « Belsazar», sitzt hier der Brandenburger, von frohen Zechern umgeben, beim Jaegermahl auf seinem Schloss zu Neuhaus. Vergessen will er hier diesen Buerger- und Adelsstolz und gibt sich darum ganz der Froehlichkeit hin. Da kommt ein Bote aus Koenigsberg. Nachdem er dessen Briefschaften durchlesen, ergreift der Kurfuerst einen Apfel vom Tisch, und hoehnend, siegesgewiss, verkuendet er, dass er dieses Land endgueltig unterwerfen und diesen Preussentrotz, diesen Eigensinn der Ostseemaenner so sicher brechen werde, wie er den Apfel durchs Fenster ins Freie schleudere. Da holt er zum Wurf aus, alles ist gespannt, der Kurfuerst wirft den Apfel und trifft... nur das Fensterkreuz.

Traf's prallte machtlos dann zurueck. So recht. Nur fester Widerstand.
Lass dir dies Kreuz ein Vorbild sein und ein Trost, mein Vaterland.

Ist dieses Gedicht auch von geringer literarischer Bedeutung, so ist es doch geeignet, uns zu zeigen, welche Stellung damals Freiligrath dem Koenig gegenueber einnahm. Deutlich gibt er darin zu verstehen, dass es einem Gewalthaber nicht immer gelingt durchzusetzen, was er sich vorgenommen, dass es nicht nur ausschliesslich von seiner Persoenlichkeit abhaengt und dass er es nicht allein in der Macht hat, das Schicksal eines Volkes zu gestalten. Die letzten Verse bedeuten auch gleichzeitig eine Aufforderung an das Volk, in seinem Kampf fuer Freiheit und Recht mit Mut und Vertrauen auszuharren.

Von den Gedichten, die einen jeweiligen Uebergang kennzeichnen, ist « Ein Flecken am Rheine » (39) von starken dokumentarischen Wert, indem Freiligrath darin seiner Abkehr von der Romantik deutlichen Ausdruck gibt. Als Ganzes koennen wir dieses Gedicht als an die Adresse Uhlands, des juengsten Ritters der Romantik (40) gerichtete Verse ansehen.

Auf einem Dampfboot, einem Fahrzeug, dessen Konstruktion man der neuen Technik zu verdanken hat, faehrt der letzte Ritter der Romantik, Uhland, grauen Haares, auf den sagenumwobenen Fluten des Rheins. Maechtig konnte dieser letzte « Grosse » der Romantik ihren Zauber verkuenden.

> Da flog er hin, dein juengster, reinster Kaempfer.
> Dein letzter Ritter—ach, und auf dem Daempfer!
> Dahingerissen von der neuen Zeit
> Des Mittelalters fromme Trunkenheit !...
> Dein Reich ist aus.

Darum aber der Unterlegenen keine Verachtung. Noch einmal, aber nur kurze Zeit, will der Dichter zu den Fuessen der Romantik sitzen, denn

> Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
> Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
> Noch muss mein Schwert in jungen Schlachten blitzen.

Aber die einstige Herrscherin hat ihm doch Kraft fuer sein ferneres Leben mitgegeben, Mut, Freudigkeit und Halt, wenn der eigentliche Kampf beginnt,

Wenn laut und fordernd mich der Tag umschallt;

und darum:

Zurueck ins Leben. Maechtig ruft das Neue.

Zu krampfhaft wirkt in diesem Gedicht der Reim: Kaempfer-Daempfer in der neunten Strophe, und einer Herrscherin, deren Reich aus ist, deren Herrschaft zu Ende gegangen, kann man schlecht noch den Krieg erklaeren.

Hatte nun Freiligrath mit dem « Brief » die Bahn der politischen Lyrik einmal betreten, so folgte kurze Zeit nach dessen Veroeffentlichung das erste bewusst politische Gedicht, « Mit raschen Pferden jagt die Zeit ». (41). Noch herrscht hier die Stimmung gegen Herwegh vor, aber man spuert darin doch schon, dass der Dichter Freiligrath, ohne von aussen dazu irgendwie veranlasst zu sein, zu den Zeitereignissen Stellung nehmen will. Zwar ist seine Gesinnung noch die eines freiheitlich gesinnten Konservativen, aber fuer die neue Zeit, die da herangebrochen ist, will er kaempfen und sie verteidigen « mit Schwert und Schild ». Aber nicht gedankenlos, in den allgemeinen Radikalismus verfallend, will er am Wagen der Freiheit mitziehen helfen; ernst will er sie, dieses Gottweib, verehren und ihr zujauchzen, aber nie wird er es dulden, sie zum Goetzen entweihen zu lassen. Freiligrath will verehren und zujauchzen—zu Taten selbst kann er sich aber noch nicht aufraffen.

Und damit bricht Freiligraths zaghafte liberale Gesinnung wieder durch, indem er trotz der erkannten Notwendigkeit einer Umstellung sie noch nicht in die Praxis umsetzen zu koennen glaubt und vorerst gleich-

sam nur von fern wohlwollend die Entwicklung der Dinge verfolgen will. Sprachlich ist dieses Gedicht etwas ungluecklich ausgefallen, da die Zeit schwerlich mit raschen Pferden jagen und die Zuegel straff in der Hand halten kann. Das Volk kann auch nicht gut als Vorspann am Wagen der Zeit aechzen und ein Mensch nicht der Zeit nachgehen. Diese sprachliche Unbeholfenheit verraet sogar, wie wenig der Dichter noch mit den neuen Ideen und Stroemungen der demokratischen Bewegung vertraut war. — Kraftvoller und treffsicherer drueckt Heine denselben Gedanken in dem « Fresko-Sonett an Christian S » aus, wenn er sagt :

Ich zieh' nicht mit, wenn sich der Poebel spannt
Vor Siegeswagen seiner eitlen Goetzen.

Politisch unbedeutend, dafuer aber kuenstlerisch wertvoller, ist das Gedicht « Dorfgeschichten ». (42). Hier wendet sich der Dichter direkt an Auerbach, den damaligen Meister der Dorfgeschichte. Und Freiligrath gibt die Erklaerung, warum Auerbach im Volk so populaer werden konnte; er war ein Mensch, der im Volke wurzelte und fuer es schrieb :

Das alles ist dir nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben liessest reifen;
Was aus dem Lebem frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen.

Damit anerkennt Freiligrath die Notwendigkeit einer im Volke wurzelnden Poesie, die auch ein Hinabsteigen in die Gefilde des taeglichen Lebens mit seinen Zeit- und Parteifragen bedingt. Der Dichter hat somit seinen frueheren Standpunkt von dem Dichter auf der « hoeheren Warte » aufgegeben, um nun auch die Zeitfragen mitloesen zu helfen und nicht abseits, als ein Volksfremder, beiseite zu stehen. — Hatte Freiligrath bisher sich mehr theoretisch den Liberalen an-

geschlossen und versucht, sich ihre Ideen und Gedankengaenge zu eigen zu machen und ihre Bestrebungen zu unterstuetzen, so bekundet er mit dem Gedicht « Die Freiheit —Das Recht » (43) seinen Willen zu taetiger Mitarbeit. Allerdings ist diese fast radikale Umstellung nicht das Ergebnis eigenster Ueberlegung, sie ist vielmehr begruendet in der Haltung der Regierung dem Dichter und seinem literarischen Schaffen gegenueber. Durch Zensurierung und teilweise Streichungen war Freiligrath immer mehr ins Lager der Liberalen getrieben worden, und in welchem fuer die Konservativen erschreckenden Masse der Dichter « radikal » geworden war, beweist wohl am besten die Tatsache, dass selbst die Zeitschrift « Vaterland » sich weigerte, das oben erwaehnte Gedicht anzunehmen. Und als es dann schliesslich doch erschien, ueberraschte es Freiligrath und seine Freunde nicht mehr, dass die Koelner Zensurbehoerde es beanstandete und die Streichung mit folgenden Worten motivierte : « Unstatthaft wegen der auf Erregung von Unzufriedenheit gerichteten Tendenz. » (44).

In diesem Gedicht spricht der Dichter von den beiden als Titel gebrauchten Idealen, fuer die man ewig kaempft und immer wieder kaempfen muss. Freiligrath knuepft mit diesen Versen an zwei Ereignisse aus dem Jahre 1837 an: Die Rechtsbeugung des Hannoverschen Koenigs durch Entlassung und Ausweisung der Goettinger sieben Professoren, unter denen sich auch die Brueder Grimm befanden, und an den Selbstmord des Hessischen Patrioten Weidig, der sich im Untersuchungsgefaengnis die Adern durchschnitten hatte. (45). Aber doch lebt noch die Freiheit und mit ihr das Recht. Frei, geistig frei, muss sich der Mensch zu halten trachten, denn

Immer, wo Freie sind, waltet das Recht...
Siegen sie hier nicht, so siegen sie dorten
Und am Ende doch siegen sie gruendlich und echt.

Voller Erhebung und Ernst, von einem inneren Verantwortungsgefuehl getrieben, singt der Dichter fuer die Freiheit, die nach ihm unmoeglich vom Recht getrennt werden darf; Recht, Gerechtigkeit und Freiheit sind Schwestern, die, wenn man sie antrifft, immer zusammen auftreten. Wo man eine von ihnen zu finden glaubt, koennen die anderen nicht fern sein. — Dieses Gedicht, eine eigene, selbstaendige Schoepfung Freiligraths, verdient innerhalb des Rahmens der Gesamtbeurteilung des politischen Schaffens des Dichters eine erhoehte Beachtung, da es gleichsam den Wendepunkt zur bewusst politischen Lyrik und das Bekenntnis zur demokratischen Bewegung darstellt.

Den Reigen der zweiten, ernsteren und fuer die Beurteilung der politischen Entwicklung Freiligraths wichtigeren Abteilung des « Glaubensbekenntnisses », gleichsam der Sammlung « Whig », die Zeugnis ablegt von des Dichters Zuwendung zur freiheitlich politischen Richtung, eroeffnet das Gedicht « Guten Morgen ». (46). Hier sind die Aeusserungen schon sicherer und entschiedener, d. h. der Uebergang von der alten Schaffensperiode zur Zeitdichtung wird schon als vollzogen dargestellt.

Dieses Gedicht stellt eine Art Bekenntnis dar : den Einfluessen der Romantik unterliegt er nicht mehr, seine Abkehr von ihr ist eine vollstaendige. Etwas unmotiviert, d. h. in den Rahmen des Gedichtes nicht recht hineinpassend, wirkt der Schluss, in dem uns Freiligrath zeigt, dass er sich durchgerungen hat, dass er nun seinen Weg, den er fortan zu gehen hat, klar vorgezeichnet sieht :

Mit dem Volke soll der Dichter gehen
Also les' ich meinen Schiller heut.

Freiligrath hatte erkannt, dass er als Dichter die Verpflichtung habe, gegen das Unrecht, gegen die geistige und politische Freiheitsberaubung des Einzelnen wie der Masse Front zu machen, seine Stimme fuer Recht und Menschlichkeit zu erheben; eine Verpflichtung und hehre Aufgabe, wie sie vor ihm schon Barbier erkannt hatte, wenn er sagt :

Le poête doit être un protestant sublime
Du droit et de l'humanité.

Mit zu den schoensten und beruehmtesten Versen des « Glaubensbekenntnisses », ja Freiligraths ueberhaupt, gehoert das Gedicht « Am Baum der Menschheit ». (47). Gleich dem Gedicht « Die Freiheit—Das Recht » war auch dieses vom Koelner Zensor Wenzel, auf den Freiligrath unbeabsichtigt, ohne es zu wissen and zu wollen, in seinem « Koenigsstuhl bei Rhense » mit den sich auf einen Koenig beziehenden Versen

Fauler Wenzel, nimmer sehnen
Wir uns heut nach dir zurueck...

einen alsbald zum gefluegelten Wort gewordenen Witz gemacht hatte, (48), gestrichen worden. Eine Beschwerde ans Oberzensurgericht hatte teilweisen Erfolg: Das Gedicht wurde mit Ausnahme der Verse:

Vom Steppengeier ward die Rose Polen
Vor unseren Augen wild und grimm zerpflueckt...,

in denen es eine « Verunglimpfung einer mit dem preussischen Staate in freundschaftlicher Verbindung stehenden Regierung », (49) sah, fuer den Druck freigegeben.

In diesem im Januar 1844 in St. Goar entstandenen Gedicht geht Freiligrath von dem Gedanken aus, dass, bedingt auch durch seine geographische Lage in

der Mitte der europaeischen Staaten, Deutschland die Pflicht und Aufgabe habe, allen anderen Nationen mit leuchtendem Beispiel voranzugehen, eine der edelsten Blueten an diesem grossen, maechtigen Baum der Menschheit zu sein.

Wie es im Pflanzenleben Blueten gibt, die ihre Blaetter bereits verloren haben, und sich andere erst im Stadium des Aufbluehens befinden, begegnet es uns aehnlich bei den Voelkern. Viele haben ihre Mission schon erfuellt, sind bereits entblaettert, aber andere wieder sind erst im Aufbluehen begriffen, und es gibt noch grosse und wichtige Aufgaben, die ihrer harren. Und Freiligrath zaehlt das deutsche Volk zu den Voelkerblueten, deren Entwicklung noch nicht abgeschlossen und die selbst noch im Aufbluehen begriffen ist. Und von diesem Deutschland singt der Dichter und bittet fuer es :

Der du die Blumen auseinanderfaltest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran.
Der du der Voelker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an.
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligtume
O, kuess' sie auf zu Duft und Glanz und Schein
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein.

Dieses Gedicht in seiner Gesamtheit, dessen letzte Strophe:

Am Baum der Menschheit draengt sich Bluet' an Bluete,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk vergluehte,
Springt dort die andre voll und praechtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer traeger Stillestand.
Wir sehn sie auf—, wir sehn sie niederwehen—
Und ihre Lose ruhn in Gottes Hand...

eine besonders starke innere Abgeklaertheit widerspiegelt, wird durch seine edle Form und massvolle Sprache, (50) durch diese politisch klare Einsicht in der geschichtlichen Betrachtung und Voraussagung, durch diesen bewusst erhabenen Standpunkt einer

Ueberschau, die Zeugnis ablegt von des Verfassers Wissen um Dinge des Voelkergeschehens, durch diesen philosophischen Gleichmut, mit dem dies alles dargestellt und behandelt wird, zu einer echten Perle der deutschen politischen Lyrik.

Voller Hoffnung zeigt sich hier der Dichter fuer die Zukunft des deutschen Volkes. Wohl lastet noch im Augenblick Dunkel ueber ihm; aber der Dichter hat Vertrauen, glaubt an die Kraft seines Volkes, an ein zum Guten sich auswirkenden Geschick seines Vaterlandes. — Die in diesem Gedicht entwickelten Gedankengaenge entsprachen der von Hegel vertretenen und vom « Jungen Deutschland » propagierten Auffassung, dass in der Geschichte die Bestimmung einzelner Voelker sich nicht auf diese beschraenkt, sondern im Laufe der Zeit auf andere uebergeht und so eine Kontinuitaet der der Menschheit gegebenen Aufgaben in der jeweiligen Erfuellung durch die verschiedenen Voelker bedingt ist.

Zum Propheten der Revolution, indem er ihren Ausbruch zeitlich genau voraussagt, wird Freiligrath in dem Gedicht « Wisperwind », (51) in dem er es verstanden hat, das Sturm- und Windmotiv geschickt politisch auszudeuten. Nicht nur wo Huetten stehen und Muehlen im Betrieb sind ist dieser Wind, der von der Wisper stromauf gehaucht wird und der nie mit der Welle geht, sondern sich ihr stets entgegenstemmt, zu spueren. Auch in Schloessern und Burgen saust und wuetet er, ohne sich darum zu scheren, dass Edelleute ihre Bewohner sind. Von unten nach oben zieht dieser Wisperhauch—das Volk verspuert ihn zuerst; dann zieht er bis zu den hoechsten Stellen hinauf.

Noch zeigen sich truebe Wolken am Himmel, und Nebel liegen in der Luft; aber dieser Wisperwind wird die ueber dem politischen und kulturellem Leben

Deutschlands lastenden Nebel der Reaktion zerstreuen und ein neuer, klarer, hellstrahlender Tag wird aufgehen.

Im Dezember 1843 entstanden ist das urspruenglich als Hoferlied gedachte « Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten ». (52) Schon in einem Briefe an Wolfgang Mueller vom 2. August 1838 teilt Freiligrath die Verse 7—21 mit, wobei die Verse 19—21 folgende Fassung hatten: (53)

So in den wilden Strom der Tage ,
Dass es ihn rasch von dannen trage
Werf' ich des Liedes blut'gen Spahn.

Erst in St. Goar machte sich Freiligrath wieder an eine Fortsetzung des Gedichtes, wobei er das schottische Motiv neu einfuehrte. Es war damals kurze Zeit vor der Zurueckgabe der Pension, und es kann uns deshalb nicht ueberraschen, dass der Dichter in diesem Gedicht schon eine positive Stellung zu der Parteidichtung einnahm. Er weiss, dass eine neue Zeit sich ihren Weg bahnt und dass er mit am bewegten Strom der Zeit zu stehen hat. Wahrzeichen der Erhebung. Wahrzeichen dieser neuen Zeit, gleich Hochschottlands Feuerbraenden moechte er durchs Volk senden, damit es erkenne und wisse, dass der neue Tag angebrochen ist. Noch weiss er selbst all diese Wahrzeichen nicht restlos zu deuten—

Nur dann und wann blitzt auf ein Funken
Der Glut, die meine Braende brennt.

Doch wenn das Volk sich endlich bewusst werden wird, worum es in dem Kampf, den es fuehrt, eigentlich geht, werden seine Lieder es zum Kampf fuehren und er mit ihm streiten, im Kampf fuer Freiheit und Recht.

In dem Gedicht « An Hoffmann von Fallersle-

ben », (54) gleichsam das Resumee seiner politischen Entwicklung, ruft sich Freiligrath jene Nacht in Koblenz zwischen dem 16. und 17. August 1843 ins Gedaechtnis zurueck, die er mit dem alten, liberalen Kaempfer, mit dem Streiter fuer die Demokratie im « Riesen » verbracht hatte. Hoffmann war kurz vorher wegen seiner « Unpolitischen Lieder » seiner Breslauer Professur enthoben worden—hatte die Reaktion also am eigenen Leibe zu spueren bekommen.

In jener Nacht nun schuetteten der Exprofessor und Freiligrath ihren Groll gegen die bestehenden politischen Zustaende beim Champagnerschaum aus. Als das « Glaubensbekenntnis » erschienen war, entstand durch die Verse

Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich alles wusste...

die irrige Vermutung, die wir schon oben besprochen haben, dass Hoffmann Freiligrath bekehrt und ihn ins liberale Lager getrieben hat. Wie wenig dies der Fall gewesen, zeigt das Gedicht selbst, in dem uns Freiligrath die Geschichte seines politisch-literarischen Werdens auseinanderlegt, wenn er sagt:

Ja auch ich steh kampfbereit,
Gleich sind unsre Zeichen.
Mit Bewusstsein wag ich's heut,
Dir die Hand zu reichen.

An seine Pension erinnernd, faehrt fort:

Schiefer Stellung volle Qual
Musst ich damals tragen...

Und wie von einem unsichtbaren Zwange erloest:

Alles das ist nun vorbei:
Frei ward Lipp' und Zunge,
Frei das Auge mir, und frei
Dehnt sich Herz und Lunge.
Vom Gedanken bis zur Tat
Schlug ich dreist die Bruecke.
Hueben steh' ich und kein Pfad
Fuehrt mich je zuruecke.

Und an Hoffmann ergeht die Einladung, zu ihm zu kommen, um noch einige frohe Tage mit ihm zu verbringen, der im Augenblick zu Assmannshausen in der « Kron » sitzt, und daran ist, ein Buechlein gegen die Kron' in die Welt hinauszuschicken. (55) « Und warte nicht lange, Hoffmann, zoegere nicht, komm » :

Eh ich selber meinen Herd
Seh zum Teufel stieben,
Eh der eignen Lieder Schwert
Westwaerts mich getrieben.

Mit diesen Worten sagt Freiligrath sein Los voraus, ein Schicksal, das er bewusst auf sich genommen und das ihn dann veranlasste, Deutschland zu verlassen, um in einem anderen Land eine neue Heimat zu suchen.

Nachdem sich Freiligrath einmal den seine Zeit bewegenden politischen Fragen zugewandt hatte, war es nicht mehr als natuerlich, dass er auch an den sozialen Fragen, die durch die stetige Entwicklung der liberalen Ideen aufgeworfen wurden, nicht achtlos vorueberging. Wohl mass er ihnen nicht die Bedeutung bei, die ihnen eigentlich zukam, aber man kann jedoch keinesfalls sagen, dass er ihnen wissentlich aus dem Wege ging. Ich glaube vielmehr, dass der Dichter, bedingt durch seine im Buergertum wurzelnde Erziehung und Lebensauffassung, sich nicht zum Anwalt der sozial Tieferstehenden machen konnte und wollte. Aber zu leugnen, dass Freiligrath sich dem Vorhandensein sozialer Noete und Probleme bewusst war, weil er in dem Gedicht « Des Kaisers Segen » ein vielleicht gewollt retouchiertes Bild sozialer Zustaende gegeben hatte, ist abwegig, und als Beweis seiner zumindest theoretischen Solidaritaet mit den sozial schlecht Gestellten mag das Gedicht « Trotz alledem»(56) dienen. Noch ist der einfache, arme Mann

der Starke, der es vermag, die Geschicke eines Staatsganzen entscheidend zu beeinflussen, aber der Dichter ruft dem Proletarier zu, dass er es ruhig wagen solle, arm zu sein und kuehn die Stirn hochzuheben, denn

Der Rang ist das Gepraege nur
Der Mann das Gold trotz alledem.

Noch fordert Freiligrath die Armen nicht auf, gegen ihr Los anzukaempfen, vorlaeufig sieht der Mann von unabhaengigem Sinn dem Treiben jener Stolzen, jener Troepfe, zu, die ueber Hunderte zu befehlen haben: vorerst schaut er nur, lacht dazu und macht sich ueber eine solche Gerechtigkeit vielleicht doch schon Gedanken. Nicht Titel und Wuerden bestimmen den Wert eines Menschen; das Bewusstsein der eigenen Rechtschaffenheit,

Des innern Wertes stolz Gefuehl
Laeuft doch den Rang ab alledem.

Und am Schlusse dieses nach Robert Burns, dem bedeutendsten Lyriker Schottlands gedichteten « A man's a man for a' that », finden wir die in Wunschform ausgedrueckte Prophezeiung einer allgemeinen Verstaendigung unter den Menschen, die doch alle Brueder sind :

Drum jeder fleh', dass es gescheh',
Wie es geschieht trotz alledem,
Dass Wert und Kern, so nah wie fern,
Den Sieg erringt trotz alledem.
Trotz alledem, und alledem,
Es kommt dazu, trotz alledem,
Das rings der Mensch die Bruderhand,
Dem Menschen reicht, trotz alledem.

Fuer Menschenwuerde und Menschenrecht plaediert hier der Dichter, und die Zensur verbot diese Strophen. Als sie dann doch erschienen, fanden sie begeisterten Anklang bei der Masse, die in ihnen ausgedrueckt fand, was sie selbst dachte und fuehlte. Der diesem Gedicht innewohnende Schwung stempelte es

nicht zur Flugblattpoesie, und Freiligrath gab damit das Lied des einfachen, darum aber nicht minder ehrenhaften und braven Mannes. (57) Diese einfachen, armen Menschen sind es, die, einmal vereint und sich ihrer eigentlichen Macht und Staerke bewusst, trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer « Einfachheit » zu einem bedeutenden Faktor innerhalb des Staatsganzen werden koennen.

« Wahre Geschichte 1843 ». Diesen Untertitel traegt das Gedicht « Vom Harze », (58) das ein soziales Thema zum Vorwurf hat. Diese Strophen sind ein Anklage, eine Anklage gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, die es ermoeglicht, soziale Schaeden aufkommen zu lassen. Und dieses Gedicht, das sich bemueht, einen dieser Schaeden aufzuweisen, musste der Masse zu denken geben, war doch hier an ein Problem geruehrt und ein Thema behandelt, das ausserhalb jeglichen politischen Geschehens lag, ein Thema, das Menschlichkeit, soziale Gerechtigkeit zum Leitmotiv hatte.

Freiligrath versteht es, hier geschickt Ironie und Sentiment zu verknuepfen und erzielt damit die Wirkung, die er erstrebt: Mitleid, Mitleid fuer eine Gesellschaftsklasse, die durch ihre soziale Struktur oft ausserhalb dessen steht, was gewoehnlich als recht, mit dem Gesetz vereinbar, bezeichnet wird. Dieses Gedicht ist eine soziale Satire, eine bittere Anklage gegen unertraegliche Vorrechte einer herrschenden Klasse. Die Gesellschaft sieht in dem Foerster, der den Alten kaltbluetig niederschoss, keinen Moerder; seine « Pflicht » hat er getan, und fuer diese « Pflichterfuellung » wird er von dem Staat auch noch ausgezeichnet werden. Der Dichter Freiligrath, und nicht der Parteimann, spricht hier in diesen Versen, plae-

diert fuer Recht im Namen der Gerechtigkeit. Und es ist nur zu bedauern, dass Freiligrath auf diesem Wege nicht fortgeschritten ist, nicht weiter durch « Erzaehlen » solcher « wahren Geschichten », deren es im taeglichen Leben unzaehlige gab, gegen die sozialen Missstaende gewirkt hat.

Das Recht des Einzelnen zu verteidigen, dies sollte die hehrste Aufgabe eines Dichters sein; seine Stimme fuer die Gerechtigkeit erschallen zu lassen— « c'est là », sagt Saint-René Taillandier (59), « de la « poésie politique, démocratique, dans le meilleur sens « du mot; je veux dire une poésie librement inspirée, « passionnément sensible aux maux de l'humanité, et « dont les accents généreux doivent servir la cause « sainte du bien et de l'honnête. »

Zum Schluss des Gedichtes findet Freiligrath Toene voll bitterer Ironie, Toene, die, obwohl Gudde (60) von « schlecht gewaehlten Ausdruecken » und « holprigen Versen » spricht, innerlich ergreifen :

Da starrt er trueb durch's Gitter;
Ein Leirer steht am Tor,
Der singt zu seiner Zitter
Ein Lied den Leuten vor;
« Es lebe, was auf Erden
Stolziert in gruener Tracht,
Die Waelder und die Felder,
Der Jaeger und die Jagd ».

Unangenehm in diesem Gedicht wirkt nur das Wortspiel in der vorletzten Strophe: Vergessen wird der Bauer, gegessen wird der Hirsch.

Tiefe Wehmut ergreift jedes fuehlende Herz bei dem Frage- und Klageruf des schlesischen Weberjungen, der, in der Gebirgsoede nach dem Berggeist Ruebezahl aushorchend, ihm sein Paeckchen Leinwand anbietet, um Eltern und Geschwister vor dem Hungertode zu retten; sein vergeblicher Bittruf ist nur der

Vorbote des eigenen tragischen Schicksals—dieses ist das Urteil Petzets ueber das 2. soziale Gedicht Freiligraths « Aus dem schlesischen Gebirge ». (61)

Wehmut—war das die einzige Wirkung, die das Gedicht hervorrufen sollte ? Wollte Freiligrath damit nicht vielmehr zu aktiver Anteilnahme am Schicksal dieser schlesischen Weber auffordern ? Ist es nur Mitgefuehl fuer die Armen, wie Gudde (62) es auslegt, das hier der Dichter durch die Schilderung des Weberjungen, der Ruebezahl in seiner Not um Hilfe anruft, erwecken wollte ? Verfehlt und durchaus nicht stichhaltig erscheint mir die Beweisfuehrung Guddes, wenn er als Beweis dafuer, dass dieses Gedicht mit Sozialismus absolut nichts zu tun hat, angibt, dass es in den deutschen Lesebuechern geduldet wurde. Soll das die « politisch-soziale Harmlosigkeit » der Verse beweisen ? Gewiss, das Gedicht ist nicht agressiv, in ihm weht kein so scharfer Wind wie in dem anderen, « Vom Harze ». Aber trotzdem zeigt es doch Missstaende und Noete auf, zu deren Linderung der Dichter, indem er sie namentlich anfuehrt, beitragen will. Und in jener Zeit bedeutete es etwas, soziale Missstaende innerhalb der Gesellschaft aufzudecken und zur Linderung bestehender Not aufzufordern.

Unter dem Eindruck des schlesischen Weberaufstandes war dieses Gedicht entstanden. Und man kann wohl sagen, dass es aus der Zeit fuer die Zeit geschrieben wurde, unter Anlehnung vielleicht an englische Dichter, die Freiligrath kannte und die sich schon frueher mit sozialen Themen in ihren Gedichten beschaeftigt hatten, so u. a. Hood, Burns, Cornwall und Elliot.

Wie in dem Gedicht « Eine Seele » Jordans Tochter Recht und Gerechtigkeit verlangt, so ist es auch

hier ein Kind, das sich im Namen einer ganzen Klasse an das Volk wendet, seine Aufmerksamkeit auf sich und die Not seiner Mitungluecklichen zieht. « Puisque les pères ne peuvent obtenir justice, le poète fera parler leurs enfants, il les enverra demander secours aux puissances mystérieuses, aux gnomes de la bruyère, aux anges du paradis, et des voix monteront de toutes parts pour protester contre la misère et l'oppression. » (63) Wohl sind es nicht « les puissances mystérieuses, les gnomes de la bruyère », die die soziale Revolution machen werden, aber Freiligrath glaubt, dass man es nicht bis zum « Aeussersten » wird kommen lassen, indem man doch wenigstens einige der dem Volk gemachten Versprechungen einloesen wird.

Und wenn der Dichter am Schluss des im Maerz 1844 entstandenen Gedichtes sagt :

> Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
> Zum Hunger - bald das Leichentuch. - Ruebezahl?,...

so ist dies eine Aufforderung an all die, welche hierfuer berufen und in der Lage sind, dazu beizutragen, die schlesischen Weber nicht untergehen zu lassen und zu versuchen, ihre Lage zu verbessern.

Dasselbe Thema behandelt Heine in seinem Gedicht « Die schlesischen Weber ». Im Gegensatz zu Freiligrath, der am Allegorischen haften bleibt, treten bei Heine die elenden und ungluecklichen Weber aktiver und machtvoller hervor, klagen Deutschland und den Koenig an, der sie hoffen und harren hiess.

An dieser Stelle moegen auch einige Verse der in Freiligraths Nachlass gefundenen Fortsetzung (64) des Gedichtes « Aus dem schlesischen Gebirge » stehen, die in ihrer Art an Hauptmanns « Weber » erinnern. Hier antwortet auf die kindliche Bitte an den

Berggeist das Losbrechen des Aufstandes, der aber an der ueberlegenen Staerke der reichen Fabrikbesitzer und einer ihnen ergebenen Polizei scheitern muss. Und

... wie der Reiche drueckt den Armen
Drauf hat kein Polizeimann Acht.

Noch aus der Zeit, als Freiligrath glaubte, sich schon den Liberalen zurechnen zu duerfen, stammen « Die Flottentraeume, (65) eine Sammlung von 6 Sonetten. Wie Freiligrath am 8. 9. 1843 Karl Buchner mitteilt, (66) hatte er an einem Zyklus « Patriotische Phantasien » gearbeitet, von denen damals schon ein paar Dutzend Gedichte fertig waren. Es scheint demnach, dass ein grosser Teil unveroeffentlicht blieb. In diesen 6 Sonetten traeumt der Dichter von einer deutschen Flotte, ein Gedanke, der von allen Liberalen jener Zeit gern gehegt wurde. Schwarz-rot-gold, die Farben der deutschen Burschenschaft, sollen auf den Masten wehen, auf den Masten der Schiffe, die Namen von Maennern tragen, die Deutschlands Ruhm und Groesse ausmachen. Um grosse Namen waere man nicht verlegen, wuerden nur genuegend Schiffe vorhanden sein.

Die ganze Anlage des Gedichtes, dessen Thema schon vorher von vielen anderen behandelt war, (67), wirkt, ebenso wie die sprachliche Behandlung, etwas gekuenstelt, faellt ungluecklich aus und diese Strophen sind entschieden « gemacht », trotz der gegenteiligen Versicherung des Dichters. Es fehlt diesem Gedicht an Ueberzeugungskraft; Freiligrath versteht es darin nicht, uns von der Notwendigkeit einer deutschen Flotte und den sich daraus ergebenden Konsequenz zu ueberzeugen. Er gibt uns Worte, oft auch ungluecklich gewaehlte, die nur unser Ohr streifen, ohne ins Bewusstsein zu dringen.

Im Gegensatz zu Freiligrath, bei dem die Schiffe die grossen Namen der deutschen Geschichte tragen, macht sich Heine in seinem Gedicht « Unsere Marine » ueber die deutschen Flottenbestrebungen recht lustig und gibt den zu bauenden Schiffen die Namen lebender deutscher Poeten, wodurch er in einem gewissen Grad erreicht, die Laecherlichkeit dieser ganzen Flotten-Idee dem Leser zum Bewusstsein zu bringen, waehrend Freiligrath seinen Darlegungen ein so ernstes Gepraege gibt, ohne dabei jedoch durch diesen Ernst irgendwie ueberzeugend zu wirken.

Wirkungsvoller sind « Noch zwei Sonette », (68) in denen ein Freiligrath spuerbar ist, der seine politische Meinung seit 1841 recht erheblich geaendert. In dem ersteren sehen wir den Turnvater Jahn zusammen mit dem Freiherrn vom Stein auf dem Rhein fahren. Der letztere ist stolz darauf, dass er jenem Stand angehoert, der die Burgen und Schloesser, an denem sie vorbeifahren, hat aufbauen lassen. Jahn, dieses Buergerkind mit langem Burschenhaar, pocht dagegen darauf, aus der Mitte jener Klasse, zu der sich auch Freiligrath zaehlt, hervorgeganzen zu sein, die diese Burgen, von denen heraus das Volk unterdrueckt wurde, wieder niedergerissen.

Freiligrath konnte auch eine solche Sprache fuehren, er, der sich einst so begeistert fuer die Wiederaufrichtung eines dieser Denkmaeler am Rhein eingesetzt hatte. Es scheint mir, dass dieses Sonett im hoechsten Grade geeignet ist, uns aufzuzeigen, wie weit « radikal » Freiligrath damals schon war, und damit all jene zu widerlegen, die in dem Dichter in jenem Jahre einen noch durchaus konservativen Mann sahen.

Aus dem zweiten Sonett ersehen wir schon, dass

Freiligrath von Friedrich Wilhelm IV., dem « guten Fuersten », nichts mehr erwartete, was ein Verbesserung der politischen und sozialen Zustaende in Deutschland haette herbeifuehren koennen. Einen Despoten, gleich jenem englischen Schwaechling und Tyrannen Johann ohne Land, gebe man Deutschland; nur einem solchen wird man eine Charte abtrotzen koennen, und nur von ihm wird man Rechte erhalten, die ein « guter Fuerst » nie gewaehren wird.

An 3. Februar 1844 schreibt Freiligrath an Levin Schuecking (69) : « Ich bin jetzt ordentlich im Grimm; ich sage Assah—spucke in die Haende, und ein Gedicht ist fertig. Das neueste heisst « Im Himmel » (70) und handelt vom alten Fritz. »

Hier stellt Freiligrath der Persoenlichkeit Friedrich Wilhelms IV. die Gestalt Friedrichs II. gegenueber. Als er Januar 1844 dieses Gedicht schrieb, war seine Umstellung schon eine so vollkommene, dass er glaubte, es wagen zu duerfen, zur Unterstuetzung seiner Ausfuehrungen geschichtliche Persoenlichkeiten, wie Friedrich den Grossen, heranzuziehen, jenen Koenig, der einer der reinsten Vertreter des Absolutismus gewesen war. Selbst dieser geraet im Himmel jetzt darueber in Zorn, als er sieht, in welcher Weise seine Nachfolger mit dem Volke umgehen. Er selbst wuerde, wenn er wieder die Geschicke seines Volkes zu leiten haette, nicht zoegern, sein Volk zu einen, ein « ganzes » Deutschland erstehen zu lassen, ein Volk in vollster politischer Freiheit. Frischen Mutes wuerde er den Staat der neuen Zeit schaffen, einer Zeit,

Die endlich einmal mehr verlangt als Schall und Rederei.
Die endlich einmal atmen will - auftamen tief und frei.
...Wie wollt' ich sie ergreifen. Ha - nicht mehr als Autokrat.
Nein, nein - ein ander Sæculum, ihr Herrn, ein andrer Staat.

Mutig will er vor den Himmelsthron treten und sprechen:

« Herr, dies betrogene deutsche Volk. Und keiner, der es raecht.
Und keiner, der ihm schaffen mag sein vorenthaltenes Recht.
Der jeden Schwur, den man ihm brach, einfordert fest und kuehn ».

Er selbst, der einstige Koenig des Absolutismus, er wuerde es tun; er selbst, ein Koenig, Koenigen trotzend, wuerde zu seines Volkes Heil die nicht gehaltenen Versprechen einfordern.

« Ich taet's. Einschlueg ich mit der Faust dies Diplomatennetz.
Reichsstaende. Oeffentlich Gericht. Ein einig deutsch Gesetz.
Und ueberall das freie Wort. »

Er weiss, dass ein Wetter hereinbrechen, dass aber dann nachher dies Deutschland ein Land voll Sonnenschein sein wuerde, ein anderes, neues Deutschland, frei und stark, gross und einig. Nicht mehr isoliert vom Volk wuerde das Koenigtum dastehen; ein wahrer, ehrlich gemeinter Bund wuerde dann die Fuersten mit ihrem Volk verknuepfen.

In diesem etwas polternden Gedicht, und nicht wie Buchner (71) es nennt, « Gedicht von zuendender Beredsamkeit », uebt Freiligrath Kritik an der Gegenwart durch eine Persoenlichkeit, die bereits der Vergangenheit angehoert; die Wirkung ist hier um so staerker, da der Dichter einen Menschen sprechen laesst, der doch als « Reaktionaer » galt, nun aber, den neuen Zeitverhaeltnissen Rechnung tragend, auch den Gegebenheiten entsprechend handeln wuerde. Noch wagte es Freiligrath nicht, Friedrich Wilhelm IV. direkt Friedrich dem Grossen entgegenzustellen, aber sein Urteil ueber jenen Monarchen, bei dessen Regierungsantritt das Volk und Freiligrath mit ihm gehofft hatte, dass er manche, wenn auch nicht alle

seiner Forderungen erfuellen wuerde, stand schon fest.

In dem Gedicht « Von acht Rossen » (72), voll scharfer politischer Ironie, tritt die Person Friedrich Wilhelms IV. als Lenker der Staatskarosse auf, als ein Lenker, der in eigen- und mutwilliger Weise die Geschicke dieser von acht Pferden gezogenen Karosse bestimmt. Die acht famosen Pferde sind die acht preussischen Provinzen. Sie alle verdienen eine freundliche, verstaendnisvolle Behandlung, aber dieser Rosselenker versteht es nur, durch die Peitsche die makellosen Pferde zusammenzuhalten; er ist nicht in der Lage, sie durch ein gutes Wort zu leiten. Alle sind sie gutmuetig;

> Wollt es glauben nur der Lenker.
> Doch der denkt: « Hol euch der Henker.
> Immer mehr schwillt euch der Kamm.
> Wahr ist's, ihr seid brav und wacker.
> Doch ein paar von euch sind Racker ».
> Haelt somit die Zuegel stramm.

Manchmal toent zu ihm ein Schnauben hinauf, die Proteste der einzelnen Landtage an ihn; manchmal schallt ein Huf recht dreist metallen, doch dann spricht er nur:

> « Was sich die erlauben ».

Als der Lenker die Staatskarosse bestieg, fielen sanftmuetige Worte, doch jetzt faellt ihm vom Munde

> Ander Wort, als zu der Stunde,
> Drin die Zuegel er ergriff.

Mit diesen beiden Zeilen ist der Dichter dem Koenig gegenueber schon recht deutlich geworden. Er erinnert ihn an die vielen Versprechungen, die er dem Volke gegenueber gemacht hat, und waere das etwas zweifelhafte Wortspiel in der 6. Strophe nicht, koennte man dieses Gedicht als eine seiner gelungensten politischen Satiren betrachten.

Es mag wohl nach der Veroeffentlichung dieses Gedichtes gewesen sein, und nachdem er den 2. Band der « Gedichte eines Lebendigen », in dem sich das gegen ihn und Geibel gerichtete « Duett der Pensionierten » befand, gelesen hatte, dass sich Freiligrath entschloss, die Pension nicht mehr abzuheben und sie dem Koenig zurueckzuschicken. Er hielt es mit seiner damaligen politischen Stellung fuer unvereinbar, von einem Fuersten ein Ehrengehalt entgegenzunehmen, gegen den er in seinen Gedichten zu Felde zog.

In dieser Gruppe der politischen Satiren, in der sich Freiligraths Stellung zur republikanischen Idee am besten abhebt, tritt noch einmal mit aller Deutlichkeit zu Tage, in welchem Masse der Dichter, der sich doch schon als ein « Dichter der Zeit » ansieht, noch mit der Vergangenheit und all dem ihm Anhaftenden verbunden ist, in welchem Grade das nationale Moment bei ihm noch eine dominierende Rolle spielt. Sein Liberalismus ist noch immer zaghaft und vage; in der Gestaltung seiner Themen im Sinne des republikanischen Gedankens ist er noch aeusserst ungeschickt, und sein politisches Ideal ist noch immer das Zusammengehen eines « guten » Fuersten mit einem « guten » Volk. Was diese eben besprochenen Gedichte von den anderen unterscheidet, ist der schaerfere Ton in ihnen, wobei Freiligrath nach bestem Koennen und Wissen die Gedanken und Bestrebungen der Liberalen in Worte umsetzte.

Aber immer wieder bricht das nationale Moment bei Freiligrath durch, der fuer sein Land durch eine Flotte eine groessere Machtstellung erstrebt. Deutschland hat zwar keine Kolonien, aber das hindert ihn doch nicht, in die allgemeine Forderung nach einer Marine mit einzustimmen. Wohl ist schon eine ge-

wisse Agressivitaet des Dichters gegen das herrschende Regime spuerbar, aber diese Gedichte beweisen andererseits doch wieder, wie wenig sich Freiligrath auf dem Wege zum wahrhaft liberal-demokratischen Dichter weiterentwickelt hatte. Noch immer muss er in die Vergangenheit zurueckgreifen, um seine Anschauungen poetisch zu entwickeln. Und fuer ihn, der sich doch schon als ein Dichter des Volkes betrachtete, sind all diese preussischen Generale noch immer der Stolz der Nation; die grossen Maenner des Volkes sind ihm noch die, welche auf dem Schlachtfeld fuer Preussens Groesse und Machtstellung gestritten. Und damit bekundet Freiligrath wieder seine durch Erziehung und Lebensauffassung bedingte monarchistische, nationale und, wenn ich mich so ausdruecken darf, all- preussische Gesinnung, die er nicht verleugnet, wohl auch nicht verleugnen kann, als es gilt, eindeutig fuer das Volk, gegen die Ueberbetonung des Nationalen Stellung zu nehmen.

Noch hat Freiligrath die Sprache der wahren « demokratisch-revolutionaeren » Poesie nicht gefunden; die mitreissenden, wirkungsvollen Bilder sind ihm noch fremd; die preussischen Provinzen vergleicht er ungeschickt mit Pferden, wie er auch in einem der fruecheren Gedichte das Freiheitsverlangen des Volkes ungluecklich durch ein so schlechtes Bild wie das des suessen Breis wiedergegeben hatte. All dies beweist nur immer wieder, wie wenig Freiligrath noch seine eigentliche Mission, die er als solche auch erkannt hatte, naemlich in wirkungsvoller Wiese fuer die Sache des Volkes zu schreiben, erfuellen konnte, solange er sich nicht zu dem Bewusstsein des absoluten Aufgehens in und fuer diese Idee durchgerungen haben wuerde, was ihm jedoch erst nach Jahren aufwuehlendster Erlebnisse moeglich sein sollte.

Ein Gruss uebers Meer von der Schwesternation England, ein Weckruf, den Britannien an Deutschland richtet, ist das Gedicht « England an Deutschand » (73). Ist dieses Gedicht auch nur eine Bearbeitung eines englischen, so beweist doch eben seine Uebersetzung und Bearbeitung, dass die darin ausgesprochenen liberalen, demokratischen Gedanken mit den politischen Anschauungen Freiligraths uebereinstimmten.

Eines der geistvollsten aller Freiligrathschen Gedichte ist sein « Hamlet » (74), in dem er das damalige politisch und sozial darniederliegende, ueber seine Zukunft unsichere Deutschland mit jenem ungluecklichen Daenenprinzen vergleicht; ein Vergleich, der beruehmt geworden ist. Obwohl dieses Motiv auch nicht neu ist, (75) so nimmt es doch hier bei Freiligrath eine Form an, die erwaehnt zu werden verdient.

Jede Nacht erscheint die begrabene Freiheit, der man einst Gift ins Ohr getraeufelt. Und an Hamlet— Deutschland ergeht nun die Aufforderung, ihr ein Raecher zu sein, fuer sie sein Schwert zu ziehen. Aber dieses Deutschland wagt es nicht zu handeln, zu Taten ueberzugehen; nur zu Denken und Gruebeln kann sich Hamlet noch aufraffen, denn

> Zu einer frischen, mut'gen Tat,
> Fehlt ihm die frische, mut'ge Seele.

Rafft sich die Jugend endlich doch einmal auf und tritt wieder einmal auf den Plan um zuzustossen, so trifft der Stich den Unrechten. Damit spielt Freiligrath an Kotzebue, den Diplomaten und Dichter mancher Lustspiele an, der, von vielen als Denunziant und Spion gehalten, 1819 von dem Studenten Sand ermordet wurde.

Und Hamlet haengt weiter den Gedanken nach,

gruebelt weiter und spottet ueber andere. Doch selbst eine Tat vollbringen ? Behuete Gott. Da endlich, nach allzu langem Zaudern, ergreift er die Klinge, um schliesslich, entseelt, auf dem Kampfplatz liegen zu bleiben. Schuld an seinem Tod traegt Hamlet durch sein ewiges Zoegern selbst—und Deutschland ? Noch ist der 5. Akt nicht gespielt, 4 Akte dieses Hamlet-Deutschland-Stueckes sah die Welt erst aufgefuehrt. Und aus vollem Herzen kommt dann des Dichters Mahnung an sein Vaterland:

Hab acht, Held, dass die Aehnlichkeit
Nicht auch im fuenften du bewaehrst...
Mach den Moment zunutze dir.
Eh' rasselnd naht ein nordisch Heer.
O sieh dich vor - ich zweifle sehr,
Ob diesmal es aus Norweg' kaeme.

Mit diesen Versen spielt der Dichter wiedermals auf Russland an, dessen Zar Nikolaus I., wie im « Kinderlied » bereits erwaehnt, alle im eigenen Lande aufkommenden freiheitlichen Regungen und Bestrebungen unterdrueckte und sich bemuehte, in dieser Richtung auch auf die innerdeutschen Verhaltnisse zu wirken und Einfluss zu gewinnen.

Dieses wirklich tiefsinnige Gedicht wird um einen Teil seiner Wirkung gebracht, wenn Freiligrath am Schluss sagt:

Doch - darf ich schelten, alter Traeumer?
Bin ich ja selbst ein Stueck von dir,
Du ew'ger Zauderer und Saeumer...,

Verse, die uns des Dichters Ehrlichkeit sich selbst gegenueber recht deutlich zeigen, aber auch gleichzeitig eine gewisse Resignation mitklingen lassen, die auf den damaligen Leser leicht uebergehen und ihn davon abhalten konnte, sich zu Taten aufzuraffen, wie es der Dichter mit diesen Versen doch eigentlich bezweckt hat. « C'était, sous une forme à peine dégui-

sée, un appel à l'insurrection », sagt Besson (76) von diesem Gedicht, ein Urteil, das mir unter Beruecksichtigung der letzten Verse doch als zu scharf erscheint.

Wollen wir nun all diese Gedichte des « Glaubensbekenntnisses » einer kurzen Beurteilung und Kritik unterziehen, so findet man, dass nur sehr wenige eine ausgebildete und in sich gefestigte politische Anschauung widerspiegeln, waehrend die meisten Ausdruck einer mehr unbewussten, minder sicheren, jener erst werdenden und sich allmaehlich gestaltenden politischen Meinung sind. Veroeffentlicht wurden diese Gedichte 1844, entstanden sind sie zwischen 1841 und 1843, jenem Zeitabschnitt, in dem Freiligrath eine innere Wandlung durchmachte. Im Jahre 1844 hatte er sich schon zu einer festen politischen Meinung durchgerungen, die zu der von 1841, dem Entstehungsjahr des Gedichtes « Aus Spanien », in schroffem Gegensatz stand. Und darum bedeutete es eine Ehrlichkeit sich selbst gegenueber, nun offen, aller Welt ersichtlich, sein politisches Werden klarzulegen. — Dabei darf aber nicht unerwaehnt bleiben, in welchem Masse Freiligrath in seinem Schaffen von dem von ihm geschmaehten Gegner Herwegh abhaengig war:

So steht dem durch ein Tagesereignis entstandenen Freiligrathschen Huttengedicht, in dem das keine Ruecksicht auf die Vergangenheit nehmende kulturschaenderische Treiben gebrandmarkt wird, das Herweghs gegenueber, das den Charakter eines reinen Bekenntnisgedichtes traegt. Waehrend Freiligrath noch immer eines anderen, mittelbaren Ereignisses bedurfte, um seine, wenn auch vorerst noch sehr zurueckhaltende Meinung ueber kulturelle und politische Zustaende zu aeussern, tritt Herwegh mit seinen Ideen, seiner persoenlichen Meinung auf den Plan, um

frei und unabhaengig dem Unrecht und der Unvernunft entgegenzuarbeiten. — Und auch der beruehmte « Brief » gleicht in der ganzen Anlage dem Herweghschen Gedicht « An den Verstorbenen », in dem der junge Dichter dem Fuersten Pueckler-Muskau den Fehdebrief schrieb. Die Aehnlichkeit der Konzeption ist derartig, dass man von dem « Brief » als einer selbstaendigen, originalen Arbeit fast kaum noch sprechen kann und die Vermutung naheliegt, dass Freiligrath Herwegh mit derselben Muenze heimzahlen wollte, wie es dieser dem brandenburgischen Aristokraten gegenueber getan hatte.

Als Vorbild zu Freiligraths « Im Irrenhaus » darf Herweghs « Censor » gelten. Dem sich zum Schergen der Staatsgewalt machenden Censor ruft Herwegh zu, dass er vergeblich das freie Wort verdamme und vergeblich hoffe, durch sein Tun das Kommen der von neuem, frischem Geist erfuellten Zeit zu verhindern;

> O glaub den Geist nicht unterjocht,
> Wenn du vom Leib ein Glied getrennt...

heisst es bei Herwegh, waehrend bei Freiligrath der Geist und die Gedanken diesem entgegenhalten:

> Der Geist laesst sich nicht toeten!

In dem Gedicht « Eine Seele » finden wir Freiligrath wieder in den Fusstapfen seines Gegners: Herwegh hatte sich schon fuer den hessischen Professor in einem Gedicht « Jordan » eingesetzt, in dem er den Mann feiert, der ungeachtet der entstehenden Folgen fuer Freiheit und Einheit gekaempft. Waehrend Freiligrath das Ereignis der Jordanschen Haft selbst als Motiv fuer seine Verse nimmt, knuepft Herwegh nur daran an, um eigene Forderungen an die Regierungen zu stellen. Der Stab der Tyrannei und das Phantom der Sklaverei werden zerbrochen und

zunichte werden, und wenn die Fuersten in dem sich erhebenden Sturm Meister des Elements bleiben wollen, so muessen sie den Kurs aendern, und

Wollt ihr noch weiter segeln,
So segelt mit dem Sturm!

Bei dem Gedicht « Ein Flecken am Rheine » liegt die Vermutung nahe, dass Freiligrath dazu indirekt durch Herwegh angeregt wurde, der in seinen « Gedichten eines Lebendigen » das Sonett « Ludwig Uhland » gebracht und dabei die Romantik und ihren letzten grossen Vertreter wenig glimpflich behandelt hatte. — Wir finden auch eine textliche Anlehnung an Herwegh, der in « Arndts Wiedereinsetzung » von der da neu heraufkommenden Zeit sagt:

Es zieht durch sie ein frischer, schaffend Wehn...,

aus dem bei Freiligrath

Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr...

wurde.

Mit dem « Kinderlied » erinnert Freiligrath an Herweghs Strophen « Die Rute » und in fast derselben Weise wie jener im « Walpurgisnachtstraum » macht sich auch Herwegh ueber den damaligen preussischen Kultusminister lustig, indem er, in agressiverer Art als Freiligrath, in dem Gedicht « Eichhorn », den Namen des Ministers ausnutzend, gegen diesen wie folgt zu Felde zieht:

Viel Nuesse knackt er schwerlich.
Sein Maul ist hart und steif.
Sein Kopf gar ungefaehrlich, -
Doch riesenhaft sein Schweif.

Die Anlehnung an seinen literischen Gegner ging bei Freiligrath sogar so weit, selbst Gedichttitel mitzuuebernehmen. Gleich Herwegh schickte auch Freiligrath ein Gedicht « Die Deutsche Flotte » in die Welt

hinaus. Um wieviel schwaecher sind jedoch die Strophen unseres Dichters: Beide sprechen von der Notwendigkeit einer Flotte fuer Deutschland; bei Herwegh ergibt sie sich aber eher, da fuer ihn Deutschlands Aufgabe 1841 noch darin bestand, die Welt zu gewinnen und er Deutschlands Zukunft in den Furchen aufgehen sah, die einst Kolumbus gezogen, wobei das Meer dann selbst das deutsche Volk zur Freiheit schliesslich fuehren soll. Freiligrath hingegen ist dieser Herweghsche Imperialismus fremd, bei ihm entspringt die Forderung nach einer Flotte dem bei ihm noch immer vorherrschenden Deutschtums- und Nationalbewusstsein.

KAPITEL III.

Freiligrath hatte mit seiner Gattin das Schicksal eines politischen Fluechtlings auf sich genommen. Auf Belgien war seine Wahl als Zufluchtsstaette gefallen, glaubte er doch, hier unbehelligt leben zu koennen.

Den Winter des Jahres 1844 verbrachte er in Bruessel, wo er ziemlich abgeschlossen lebte, selten Freunde und Bekannte empfing und sich auch nicht darum bemuehte, Bekanntschaften zu machen. Da er doch nun einmal das Los eines politischen Fluechtlings trug, und dies mit vollem Bewusstsein, so war es fuer ihn eine Selbstverstaendlichkeit, sich nicht als Maertyrer aufzuspielen, sich nicht in den Mittelpunkt eines literarischen oder politischen Kreises zu stellen und feiern zu lassen. Zu den wenigen Menschen, mit denen der Dichter in Bruessel verkehrte, gehoerten Karl Marx und dessen Gattin, die den Winter ueber ebenfalls in Bruessel wohnten.

Hier in Bruessel schuf Freiligrath wenig Eigenes; der Anstrengung der letzten St. Goarer Monate folgte eine Periode des Ausruhens im Schaffen des Dichters. Von Bruessel aus verfolgte Freiligrath die Wirkung seines « Glaubensbekenntnisses », erfuhr von dem Verbot, aber auch gleichzeitig, dass schon Anfang Dezember saemtliche in einer Auflage von 8.000 Exem-

plaren erschienenen Baende verkauft waren. Ein unbedingter Erfolg.

Aber schon bald wurde Freiligrath der Aufenthalt in Bruessel verleidet und er beschloss, in die Schweiz zu gehen, in das Land, welches schon so vielen anderen politischen Fluechtlingen eine Zuflucht geworden war. Im Maerz 1845 reiste Freiligrath dann von Bruessel ab. Noch zur rechten Zeit; denn haette er noch einige Tage gezoegert, so waere er von der belgischen Polizei auf preussisches Verlangen hin verhaftet worden. Freiligrath war, da seines « Glaubensbekenntnisses » wegen in Deutschland gegen ihn ein Haftbefehl vorlag, ueber Metz und Strassburg gereist und nach einer bei dem strengen Winter beschwerlichen Fahrt in Basel angekommen.

Von Basel ging die Fahrt weiter nach dem Zuericher See, wo Freiligrath hoffte, umgeben von einer reinen Natur, sich einen stillen, ruhigen Poetenwinkel schaffen zu koennen. Aber er hatte sich einen schlechten Zeitpunkt ausgewaehlt, denn in der Schweiz war es politisch unruhig geworden. Auch hier hatte der politische Kampf schaerfere Formen angenommen. Gegen die Jesuiten, denen es gelungen war, sich in Luzern festzusetzen, wurden von liberaler Seite Angriffe unternommen, die von Freischaerlen gefuehrt waren. Die Kampfnatur Freiligraths fand Gefallen an solchem politischen, gegen Kirchenherrschaft gerichteten Treiben des politisch leidenschaftlichen Schweizers. Aber diese unruhigen Verhaeltnisse wirkten sich auch Freiligrath gegenueber unguenstig aus; es war ihm schwer, irgendwo festen Fuss zu fassen. Nur mit Muehe erlangte er von dem St. Gallener Kanton die Erlaubnis, sich am Ostufer des Zuericher Sees in Rapperswyl niederzulassen.

Aber man machte ihm seines Passes wegen Schwierigkeiten. Ein Ausweis aus dem St. Gallener Kanton drohte. Im Herbst siedelte Freiligrath deshalb nach Hottingen bei Zuerich ueber, dem Hauptquartier der deutschen Exilierten. Hier, auf dem Boden des Kantons Zuerich, der eine liberale Verwaltung hatte, hoffte er, unbehelligt leben zu koennen. In diesem Hottingen geriet er in einen Kreis politischer Leidenschaft, in dem es sehr lebhaft zuging und haeufig zu literarischen Zusammenstoessen kam; Freiligrath war hier in jenen Kreis geraten, aus dem 4 Jahre frueher Herweghs « Gedichte eines Lebendigen » hervorgegangen waren. Mit einer Leidenschaftlichkeit ohnegleichen, einem den Zweck heiligenden Fanatismus prallten hier die entgegengesetztesten Meinungen und Ideen aufeinander und erzeugten eine ungesunde, ueberhitzte Spannung der Gemueter. Dass sich diese bei allen herrschende Tension auch auf Freiligrath uebertragen und sich in ihm und spaeter auch in seinem Schaffen irgendwie auswirken musste, ist leicht verstaendlich.

Aber Freiligrath hatte sich die Verbundenheit mit der Heimat bewahrt und in seinem Schaffen den Beweis erbracht, dass er nicht ein erbitterter Feind des Volkes war, sondern sich auch in der Fremde ihm zugehoerig fuehlte und fuer es seine Stimme erhob.

Die fieberisch erregte Spannung in der Schweiz, die immer staerker werdende Leidenschaftlichkeit der Diskussionen und wohl als Hauptargument die eigene innere Spannung, das Bewusstsein eines durch die Zeitereignisse bedingten Anderswerdens liessen es dem Dichter zur Gewissheit werden, dass der vorhandene geistige Zuendstoff in nicht allzu ferner Zeit zur Explosion kommen musste, da die Gegensaetze inner-

halb der bestehenden Gesellschaftsordnung kaum mehr ueberbrueckbar schienen. Er hatte das bestimmte Gefuehl, dass « eine recht volle Bluete am Baum der Menschheit nur durch das voruebergegangene Lenzgewitter einer Revolution gezeitigt werden koenne », (77) ein Gedanke, der sich dann auch in den damals entstandenen Dichtungen immer wieder findet. Nur der Kampf, der fuer die innerste Ueberzeugung gefuehrt wird, kann die echte, wahre Freiheit bringen. Das Volk muss aufgeruettelt werden; jenen, die noch nicht recht begreifen, worum es in diesem Kampf eigentlich geht, will Freiligrath es sagen, in einer Sprache, die sie verstehen sollen und die sie zu Taten veranlassen wird. Innerer Kampf zur ideologischen Umstellung und Kampf beim gemeinsamen Vorgehen fuer die Rechte des Volkes ist fortan seine Losung. Im Streit des Tages laesst er sein Lied erschallen, steigt damit bewusst in die Kampfgefilde der Partei hinab, nachdem er sich einmal darueber klar geworden war, dass eine Stellungnahme fuer oder wider zur Notwendigkeit geworden. Und er hatte nun endgueltig Stellung « pro » genommen. — Dieser sich nun aus der Stellungnahme « fuer » ergebenden aufwuehlenden Stimmung gibt das in jenen Tagen in der Schweiz entstandene Gedichtbaendchen « Ça ira » elementaren Ausdruck. Von dieser ausgesprochenen Tendenzdichtung koennen wir sagen, dass Karl Marx ihren Verfasser stark beeinflusst hat. Diese Einflussnahme, die seit der Bruesseler Zeit des Dichters datiert und auch noch spaeterhin in Erscheinung treten sollte, wies Freiligrath gleichsam die nun in seinem Schaffen einzuschlagende Richtung und konnte somit auch nicht ohne weitere politische Auswirkungen auf die Lebensgestaltung des Dichters bleiben.

Das Gedichtheftchen « Ça ira » mit den 6 Gedichten bildet die deutlich nach aussen hin sichtbare endgueltige Umstellung Freiligraths, ohne Vorbehalte, ohne Einleitungen, die er seinem « Glaubensbekenntnis » noch glaubte voransetzen zu muessen. Freiligrath ist radikaler und damit elementarer geworden. In der Revolution, deren Vorbote dieses « Ça ira » ist, die der Dichter vorausschaute und mit absoluter Notwendigkeit, durch die Zeitentwicklung bedingt, herannahen sah und sie auch herbeisehnte, erblickt der Dichter die einzig moegliche Loesung des Konfliktes. Und dieses « Ça ira » sollte ein Sturmvogel sein, der den Menschen von dem notwendigerweise sich zu vollziehenden Anderswerden Kunde geben sollte.

Mit einer Bedingungslosigkeit, gleichsam als etwas, das ausserhalb jeglicher Diskussion stand, hatte der Dichter schon seit 1841 diesen sich langsam vollziehenden Umschwung innerhalb der deutschen Gedankenwelt vorbereiten sehen; er hatte dieses Wehen einer neuen Zeit staerker und innerlich tiefer als mancher seiner Zeitgenossen um 1843 empfunden. Durch seine innere Aufrichtigkeit und Unkompliziertheit hatte er sich in diesen 3 Jahren in gerader Linie, wie sie ihm sein Gewissen vorschrieb, weiter entwickelt und wurde so zum gluehenden Propheten der 2 Jahre spaeter ausbrechenden Revolution. Von der da neu aufkommenden politischen Bewegung erfasste Freiligrath vorausahnend den eigentlichen Grundgehalt, jenen Kern dieser sozialistischen Bewegung, die spaeter in ihrem Kampfe so bedeutende Erfolge haben sollte. « Ich bin nicht Kommunist, wenigstens nicht Kommunist von der enragierten Sorte », schreibt er am 16. Februar 1846 aus Zuerich an Karl Buchner (78), « aber ich bin der Meinung, dass die neue Lehre,

wenn sie auch nur einen Uebergang vermitteln sollte, ein wesentlicher Fortschritt ist, und dass sie, in der Humanitaet wurzelnd, mehr anregen, foerdern und zuletzt zur Entscheidung bringen wird, als eine einseitig politische Anschauung. Der Kommunismus (hierbei muessen wir Kommunismus mit Sozialismus gleichsetzen, denn als Marx sein kommunistisches Manifest herausgab, dachte er, und konnte er auch nicht an den modernen Kommunismus denken, sondern hatte den Sozialismus, wie er sich spaeter entwickelte, vor Augen—d. A.) wird eine Zukunft haben. Alle seine Traeume werden nicht verwirklicht werden, aber wenn er auch, gleich dem Kolumbus, nicht in Indien landet, so wird er doch ein Amerika entdecken. »

Und Freiligrath schrieb dieses « Ça ira » mit der Hoffnung, dass es dazu beitragen moege, jene von der grossen Masse des Volkes ersehnte neue Gesellschaftsordnung, die eines wahren Sozialismus', herbeizufuehren.

Schroeder (79) irrt, wenn er von dieser Dichtung sagt, dass sie in ihrem Grundgehalt « wild » ist. Wohl zog Freiligrath im « Ça ira » die aeussersten Konsequenzen aus dem noch massvoll gehaltenen « Glaubensbekenntnis », und sah, bedingt durch die Zuspitzung der Verhaeltnisse, in der Revolution die einzige Rettung, die einzige Moeglichkeit fuer die Geburt der befreienden Zukunft.

Im Februar 1846, in einer Zeit, wo Freiligrath in Zuerich in das Treiben der intellektuellen Radikalen aus dem Emigrantenkreis eingespannt war, entstand das Gedicht « Requiescat ». (80). Das Ehrenhafte und die Schwere jeglicher Arbeit will uns Freiligrath hierin vor Augen fuehren, und wenn dieses Gedicht auch

das Produkt eigenster Erkenntnis und Empfindung, mannigfachster persoenlicher Erfahrung ist, so glaube ich doch, dass andere Beweggruende den Dichter zu diesem Bekenntnis, als solches ich dieses Gedicht ansehe, und aus dem man eine gewisse Verteidigung, einen Protest, einen Vorwurf herauslesen kann, getrieben haben. Buchner spricht von diesen Versen als einer ernsten Selbstschau, einem Vermaechtnis des Dichters an sein Volk. Sollen diese Verse aber nicht vielmehr zum Ausdruck bringen, und damit mag Freiligrath vielleicht all jenen geantwortet haben, denen nur der manuell Arbeitende als Proletarier galt, dass unabhaengig von der Art der Arbeit jedem Schaffenden Anerkennung gebuehre, dass es nicht angehe, dem Heer all der geistig Schaffenden, die innerhalb eines Staatsganzen doch auch einen Platz auszufuellen haben, ihr Arbeitertum abzusprechen. Und darum:

Ruhm und Ehre jedem Fleiss.
Ehre jeder Hand voll Schwielen.
Ehre jedem Tropfen Schweiss,
Der in Huetten faellt und Muehlen.
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge. - Doch auch dessen,
Der mit Schaedel und mit Hirn
Hungernd pfluegt, sei nicht vergessen.

Nicht nur, wer um Weib und Kinder zu ernaehren, den schweren Hammer schwingt, hinterm Webstuhl sich mueht oder in gluehender Hitze auf dem Felde arbeitet, nein, auch der in der Buecherei bei staubigen Buechern arbeitet, wer das bittere Los eines literarischen Tageloehners auf sich nehmen muss und wer darauf angewiesen ist, von der taeglichen praktischen Nutzbarmachung seiner Gedanken zu leben oder sonst irgendeine geistige Arbeit verrichtet, auch dieser ist ein Proletar:

Mit dem Zwange, mit der Not
Wie die andern muss er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brot
Laehmt auch ihm die freien Schwingen.

Glaubt nicht, faehrt Freiligrath fort, dass der geistig Schaffende es besser hat als ihr, Maenner der schwieligen Faust. Seinem Werk lebend, muss er, der « Tageloehner des Geistes », tapfer bleiben, muss den Glauben an sich bewahren, darf seine Ehre nicht preisgeben. Und wenn Freiligrath den darbenden Poeten im « Requiescat » von seinem Schaffen sagen laesst:

Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben...

so ruft er sich diese Worte gleichsam selbst zu, rechtfertigt sein bisheriges Schaffen und tritt im voraus all denen entgegen, die seinem zukuenftigen Schaffen den Wert der Poesie absprechen sollten.

War Freiligrath durch die Schweizer Kaempfe zwischen Liberalen und Jesuiten in eine Stimmung versetzt worden, die seiner damaligen inneren Verfassung durchaus entsprach, so gelang es ihm doch nicht, weil er den Verhaeltnissen im diesem Lande wohl nicht nahe genug stand, dieses Ereignis irgendwie zu gestalten. Wohl war seine Kampflust, « sein brennender Eifer, anfeuernd fuer ein freies Staatsleben zu wirken, in bestaendigem Wachsen. » (81) Aber noch vermochte er es nicht, diesem Eifer und dieser Kampfeslust Form zu geben. Da erfuhr er von einem Vorfall, der ihn innerlich traf und sein Blut in Bewegung brachte und dann somit sein eigentlich erstes « revolutionaeres Gedicht » entstehen liess.

Vor dem Leipziger Quartier des Prinzen Johann von Sachsen war vom Militaer auf das Volk geschossen worden, das sich zu einer Demonstration dort versammelt hatte. Mehrere Personen wurden getoetet.

Freiligrath, aus seinem Exil heraus, liess in dem Gedicht « Leipzigs Toten » (82) fuer diese Opfer sein Wort erschallen, in einer Form, die deutlich seine damalige, leicht entflammbare Kampfstimmung widerspiegelt, und die es uns verstaendlich macht, dass der Dichter in der Beurteilung dieses Ereignisses sich durchaus von seinen persoenlichen Empfindungen hat fortreissen lassen. Freiligrath geht entschieden zu weit, wenn er, wie Besson (83) es auch bemerkt, in diesem « incident après tout secondaire » schon den Beginn zu einem neuen Glaubenskrieg sieht. Derartige Gedanken durchziehen das ganze Gedicht und geben ihm jenes Etwas, was Besson « quelque chose de sinistre et de menaçant » nennt.

Aber fuer den Augenblick ging es Freiligrath darum, dass ein solcher Vorfall ueberhaupt moeglich sein konnte. Er uebertreibt deshalb vorsaetzlich, um zu verhueten, dass sich derartige Ereignisse, die dann aber andere, schwerwiegendere Folgen haben koennten, wiederholen. Denn er hat das Gefuehl, dass die « hoeheren Stellen » aus diesem Geschehen nicht die notwendige Lehre ziehen und in ihrer politischen Kurzsichtigkeit eine neue, weit folgenschwerere Bartholomaeusnacht als die zu Leipzig heraufbeschwoeren werden.

Dieses Gedicht ist es, das uns Freiligrath als den Schoepfer der grossen revolutionaeren Dichtungen ankuendigt. Er bedarf diesmal keiner der Geschichte entnommenen « Weissen Dame » oder eines der Sage entlehnten Ruebezahl, um seinen Ideen eine passende Form zu verleihen. Hier wirkt die aus den Ereignissen selbst geborene Vision auf uns ein, und durch die Personifizierung eines Geschehens versteht es der Dichter, das Ereignis und seine Folgen der Masse so nahe wie moeglich zu bringen.

Zu dem Gedicht « Vor der Fahrt » (84) wurde Freiligrath wohl dadurch angeregt, dass ihm oft nahegelegt wurde, nach Amerika, dem Land der Freiheit, auszuwandern. Und es ist durchaus moeglich, dass sich der Dichter damals auch mit dem Gedanken getragen hat, nachdem man ihm in der Schweiz seines Aufenthaltes wegen Schwierigkeiten machte, in die neue Welt zu emigrieren. Die Zukunft und damit auch die Freiheit liegt fuer ihn jenseits der grauen Wasserwueste. Das Land der Freiheit ist es, nach dem sich der Dichter sehnt, in das zu gelangen man dieses eine Schiff besteigen muss, das, Land suchend, sich durch den Sturm seinen Weg bahnen wird. Dieses feste Fahrzeug, das ohne Schwanken den Kampf mit den Elementen aufnimmt, heisst « Revolution ». Unter schwarz-rot-goldener Flagge wird es segeln, wird Maenner an Bord haben, die fuer die Sache des Rechts gekaempft; dieses Schiff hat in allen Laendern den gleichen Namen; und der Dichter besteigt es und waehlt kein anderes, denn

Es ist die einz'ge richt'ge Faehre -
Drum in See, du kecker Pirat.
Drum in See und kapre den Staat,
Die verfaulte, schnoede Galeere.

Und mit diesen Versen hat Freiligrath schon einen agressiven Ton angeschlagen, fordert die Massen zum gewaltsamen Umsturz, ruft sie zur politischen Revolution auf. (85). In der Fortsetzung des Gedichtes zeigt sich recht deutlich, dass Freiligrath in Belgien und in der Schweiz, und wohl besonders durch den Verkehr mit Marx sich nun auch zu einem Sozial-Radikalen entwickelt hatte, dass er zur Ueberzeugung gekommen war, dass die bestehenden Gesellschaftsklassen sich nicht nur aus politischen Elementen zusammensetzen. Er weiss nun, dass noch eine zweite Schlacht zu schla-

gen bleibt, ein Kampf, der vielleicht einen noch wilderen Verlauf als der Kampf um politische Freiheit nehmen koennte. Freiligrath ist ueberzeugt, dass eine Aenderung der sozialen Verhaeltnisse eintreten muesse, und er war damals schon so weit « Kommunist », dass er als Loesung des Konfliktes nur noch offene Auflehnung und gewaltsamen Umsturz des Bestehenden erblickte. Von der Notwendigkeit und Wirkung dessen, was er sagt, scheint Freiligrath ueberzeugt zu sein, wenn er dem einfachen Manne aus dem Volke zuruft:

Auf des Besitzes Silberflotten
Richte kuehn der Kanonen Schlund.
Auf des Meeres rottigen Grund
Lasst der Habsucht Schaetze verrotten ».

Und der Dichter ist voller Hoffnung, dass dieses Schiff « Revolution » sich solche Siege erstreiten wird, indem es dann endlich, die Luege und das Unrecht in den Grund bohrend, zum ersehnten gruenen Strand der neuen Erde gleitet, zu jenem Land,

Wo die Freiheit herrscht und das Recht,
Wo kein Armer stoehnt und kein Knecht,
Wo sich selber Hirt ist die Herde ,
Wo nur der Eintracht Fahnen wehen,
Wo uns kein Hader mehr zerstueckt.
Wo der Mensch von der Menschheit Hoehen
Unenterbt durch die Schoepfung blickt.

Wird es ihm moeglich sein, dieses Land zu sehen ? Jene neue Welt, in der ihn nach Sturm und Fehde Ruhe erquickt ? Alle Herzen pochen ihm zu, dem Schiff « Revolution », doch

Der Brander liegt auf der Reede.

Und darum auf, springt hinein, bemannt das Deck, stosst ab, bahnt euch kuehn durch den Sturm euren Weg, sucht und findet dann endlich das ersehnte Land !

In dem Gedicht « Eispalast » (86) wird von der Errichtung eines solchen auf der Newa durch die Kai-

serin Anna von Russland erzaehlt und dies von dem Dichter politisch ausgedeutet. Fest stand der Palast, ein Sinnbild der herzlosen Autokratie, und nichts schien ihn zugrunde richten zu koennen. Doch da kam der Fruehling und, von dessen Macht ueberwunden, stuerzte der ganze schimmernde Koloss in sich zusammen. Die Fluten konnten wieder ungehemmt dahinbrausen, befreit war der Fluss von seinen Fesseln:

Die letzten Spuren seiner Schmach malmt' er und knirscht' er kurz und klein -
Und stroemte gross und ruhig dann ins ewig freie Meer hinein.

Und so wird auch beim Herannahen des Freiheitslenzes, der fuer alle Voelker kommt, das Eis brechen, wie dieser Eispalast beim ersten Fruehlingswind in sich zusammenstuerzte. Die ihr die Freiheit in Banden gelegt, die ihr der Voelker heil'ge Flut abgedaemmt von der Freiheit Meer, wisset, dieser Freiheitsstrom wird gleich der Newa einmal von seinem « Eis » befreit sein, durch das die Reaktion ihn gehindert hatte, sich gross und ruhig ins ewig freie Meer zu ergiessen; auch er wird seine Fesseln sprengen und jubelnd dahinbrausen. Abschuettelt dieser Strom der Freiheit die vom « Winterfrost » ausgeuebte Tyrannei,

Und schlingt hinab, den lang' sie trug, den Eispalast der Despotie.

In diesen Strophen tritt uns Freiligrath als ein ganz « Eigener » entgegen: Mit dem hier gebrauchten, ganz neuartigen, wirkungsvollen und schoenen Symbol finden wir den Dichter ganz der Romantik entrueckt, der Tradition hat er auf immer Lebewohl gesagt und bedarf ihrer fernerhin nicht mehr.

Das wohl am staerksten in dieser Sammlung Karl

Marx'sche Gedanken und deren Wirkung auf Freiligrath dokumentierende Gedicht ist « Von unten auf ». (87). Diese Verse rufen zum Klassenkampf auf, zeigen uns deutlich, wie weit « links » Freiligrath damals stand. In diesem Gedicht, aehnlich wie im « Eispalast », bringt uns Freiligrath den haeufig gebrauchten sozialistischen Vergleich von der keinerlei Sturm oder Unruhe verratenden glaenzenden Oberflaeche, auf der die « Gesellschaft » steht, ohne zu wissen oder gar zu ahnen, dass der truegerische Boden wanken oder zusammenbrechen wird. (88). Die Anfangszeile

Ein Dampfer kam von Biberich...

laesst die Vermutung aufkommen, dass dieses Gedicht, zumindest zu einem gewissen Teil, in der St. Goarer Zeit entstanden ist, aus jener gegen Friedrich Wilhelm IV. gerichteten Stimmung heraus, die ihn die Gedichte « Von acht Rossen », « Die weisse Frau » und « Vom suessen Brei » schaffen liess.

Den Koenig und die Koenigin von Preussen traegt dieser mit Wimpeln und Flaggen geschmueckte Dampfer. Doch unter all der Pracht des Schiffes frisst und flammt jenes Element, das den Dampfer sich seinen Weg durch die Rheinfluten bahnen laesst. Und in Russ and Feuersglut schafft unter all der schwimmenden Herrlichkeit die Seele des Ganzen, der Maschinist, ein Arbeiter, der einfache Mann aus dem Volke. Gleich einem Sklaven ist er an seine Maschinen geschmiedet und stiert den ganzen Tag in die Flammen hinein, waehrend ueber ihm Menschen lustwandeln, den schoenen Tag geniessend.

Im wollnen Hemde, halbernackt, vor seiner Esse mus er stehn,
Derweil ein Koenig ueber ihm einschluerft der Berge freies Wehn.

Da verlaesst der Maschinist fuer einige Augenblicke

sein loderndes Versteck. Die Maschinen laufen in Ordnung; er goennt sich eine kurze Sklavenrast und ueberschaut von seiner Falltuer aus das Verdeck. Wie wunderbar kuehlend umweht ihn die frische Luft, ihn, der den ganzen Tag in jener « Hoelle » arbeiten muss. Er laesst seinen Blick ueber Deck schweifen, sieht die frohe Schar und in ihrer Mitte den Koenig. Eine Bitterkeit steigt in ihm auf, bringt ihm seine eigene Misere so recht zu Bewusstsein. Freude und Pracht gewahrt er rings um sich herum, waehrend er selbst, gleich einem Sklaven, an eine Kette geschmiedet, in Elend und Not dahinleben muss. Aber er ist sich seiner eigentlichen Macht doch bewusst, er, der von keinem beachtete Proletarier-Maschinist. Und jetzt geht ihm ploetzlich die symbolische Bedeutung seiner Lage auf:

Wie mahnt dies Boot mich an den Staat. Licht auf den Hoehen wandelst du.
Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunkeln Schoss -
Tief unten, von der Not gespornt, da schuer' und schmied' ich mir mein Los.
Nicht meines nur, auch deines, Herr. Wer haelt die Raeder dir in Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

Brueste dich nicht deiner Macht, Koenig, denn ich bin der Grund, auf dem du dein Gebaeude aufgebaut, spricht der Heizer weiter,

Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o Koenig, ein Titan.
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: - ein Ruck von mir, ein Schlag von mir, zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebaeude stuerzt, von welchem du die Spitze bist.

Dieses Gefuehl der eigenen Staerke steigert sich zum absoluten Machtbewusstsein, und innerlich triumphierend, ruft der Maschinist dem Koenig zu:

Der Boden birst, aufschlaegt die Glut und sprengt dich krachend in die Luft ,
Wir aber steigen feuerfest aufwaerts ans Licht aus unsrer Gruft.
Wir sind die Kraft, wir haemmern jung das alte, morsche Ding den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat.

Aber noch ist die Zeit nicht gekommen, und darum geht der Maschinist grimmigen Mutes wieder an sein Werk, steigt hinab in den Maschinenraum und laesst die Hebel knirschen. Ein Zittern, einem Rumoren gleich, geht durch das ganze Schiff, doch der Proletarier will es nicht bemerken,

Heut, zornig Element, noch nicht.

Einen aehnlichen Gedanken entwickelt Barbier in seinen « Mineurs de Newcastle». Fuer ihr ganzes Leben eingeschlossen, leben sie gleich dem Schiffsheizer wie Sklaven, unter der Erde, nur fuer Augenblicke den hellen, klaren Tag geniessend. Schon durch die Geburt, als Kinder eines armen Arbeiters, sind sie zu ihrem Los verurteilt, ohne die Moeglichkeit zu haben, diesem Schicksal entrinnen zu koennen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Freiligrath dieses Gedicht Barbiers gekannt hat, da uns einige seiner Verse wie freie Uebersetzungen Barbierscher Gedichtteile anmuten. Der wesentliche Unterschied dieser beiden Gedichte besteht aber darin, dass sich Barbier begnuegt, die Not der Bergleute aufzuweisen, ohne irgendwelche sozialrevolutionaere Gedanken daran zu knuepfen, waehrend Freiligrath die Lage des Schiffsheizers dazu dient, die Massen indirekt dazu aufzufordern, ihr Schicksal selbst zu gestalten, indem sie sich erst einmal ihrer wirklichen Lage bewusst werden, um dann, nach Erkenntnis ihrer eingentlichen Macht, eine Aenderung der bestehenden Verhaeltnisse auf Grund der wirklichen Machtverteilung herbeizufuehren.

Was uns an diesem Gedicht besonders sympatisch beruehrt, ist, dass es trotz der ihm innewohnenden revolutionaeren Kraft und Begeisterung Poesie geblieben ist, Poesie, die uns bewegt und zu uns spricht, Poesie, die ihre Wirkung ausuebte und stets ausueben wird. Neu darin ist das in ihm zum Ausdruck kommende Gefuehl der Proletarier- Macht und nicht mehr wie frueher das des Elends und der Ohnmacht der « unteren » Klassen.

Weniger radikal, ganz seiner Einstellung als lyrischer Dichter entsprechend, zeigt sich Geibel bei der Behandlung eines aehnlichen Themas, in seinem Gedicht « Auf dem Rhein ». Seine Stellungnahme den Fuersten gegenueber ist weniger scharf, und was er erstrebt, ist eine guetliche Auseinandersetzung zwischen den Monarchen und dem Volk, das gut und treu ist und dem man nur mit Vertrauen begegnen muss, um es fuer sich zu gewinnen. Der Dichter hat dabei nach ihm nun die Aufgabe, sich in den Dienst dieser « Verstaendigung » zu stellen und das Lied des Volkes zum Weltenherrscher zu fuehren und nicht wie bei Freiligrath, es im Kampfe gegen die Fuersten erklingen zu lassen.

In dem Gedicht « Wie man's macht » (89) ruft Freiligrath zur Zertruemmerung der alten Welt und zum Schmiedewerk an der neuen auf und mahnt seine Zeitgenossen, das Kommen der neuen Zeit mitvorbereiten zu helfen. Deutlich zeigen uns diese Verse, die zum Zeughaussturm auffordern, in welchem Masse der Dichter damals politisch radikal geworden war. Eine wilde Begeisterung geht durch diese Strophen, die den Umsturz predigen, den Freiligrath als unvermeidlich ansieht. Das Volk wird die Kleidermagazine und Zeughaeuser pluendern und sich all das

nehmen, was ihm eigentlich gebuehrt, was man ihm aber vorenthaelt. Wohl ist diese Auffassung Freiligraths von einer proletarischen Revolution etwas primitiv, doch duerfen wir sicher sein, dass sich der Dichter bei der Abfassung dieser Verse bei der damals herrschenden schwuelen Kampfstimmung in der Schweiz nicht von Erwaegungen, sondern nur von seinem Gefuehl leiten liess. Er wusste von der verzweifelten Lage der Arbeiterschaft, von der Misere der Armen, die weder Brot noch Kleidung haben. Die staatlichen Magazine waren voll mit all diesen Dingen, und der Proletarier... hungerte, fror und litt weiter. Und darum auf, ruft der Dichter ihnen zu, stuermt die Vorratshaeuser. Alles, was ihr braucht, werdet ihr dort finden, all' jene so notwendigen Dinge, die ihr bis jetzt habt entbehren muessen. Und der Zug formiert sich. Nicht Fremdes werden sie nehmen—nur das, was der Staat ihnen vorenthaelt. Aber lasst es damit nicht bewenden ! Greift zu den Waffen, die hier aufgespeichert liegen und die dazu bestimmt sind, einst gegen euch selbst gerichtet zu werden. Und der nun bewaffnete Zug verlaesst das Zeughaus mit Tambour und Musik voran. Zur Hauptstadt bewegt sich die Menge, dieses Proletarierbataillon. Doch da naht das den « Aufstaendischen » entgegengeschickte Militaer. « Feuer »—befiehlt der General, doch kein Soldat ruehrt sich; selbst Proletarier im Solde des Koenigs, weigern sie sich, auf die anderen Proletarier, ihre Brueder, anzulegen.

Ein Murren aber rollt durch's Heer: « Auch wir sind Volk ! Was koeniglich ».

Und das Militaer geht zum Volk ueber.

Dann Jubelschrei: « Wir sind mit euch. Denn wir sind ihr, und ihr seid wir ».

Von einem seiner frueheren Untergebenen wird der Kommandant, der Vertreter der herrschenden Macht, dann noch vom Pferd gerissen, eine Handlung, die als Symbol gedacht, leicht zu deuten ist. Darauf

...wie ein Sturm zur Hautptstadt geht's. Anschwillt ihr Zug lawinengleich.
Um stuerzt der Thron, die Krone faellt, in seinen Angeln aechzt das Reich.
Aus Brand und Blut erhebt das Volk sieghaft sein lang zertreten Haupt. »

Denen nun, die entsetzt sein werden ueber die eingetretenen Aenderungen und ueber den angerichteten « Schaden », ruft der Dichter zu:

Wehen hat jegliche Geburt,

und jenen, die ueber all' dem unglaeubig das Haupt schuetteln, das entschiedene

So wird es kommen, eh' ihr denkt,

eine Verkuendung, die teilweise auch in Erfuellung gehen sollte.

Kaempft fuer die Freiheit mit allen Mitteln !—ist das Motto des Gedichtes « Freie Presse » (90), in dem Freiligrath dazu auffordert, durch die Knebelung der Presse dazu gedraengt, die Typen und alles metallne Material der Druckereien in Kugeln umzuwandeln und sie als Munition in dem Kampf fuer die Freiheit zu benutzen. Weit nach aussen hin erkennbar zeigen uns diese Verse den Revolutionaer Freiligrath, den Parteimann, der seit 1843 hat einsehen muessen, dass fuer ein freies Land eine freie Presse unbedingte Voraussetzung, der erkannt hatte, dass eine freie Presse in dem « buergerlichen Emanzipationskampfe das wichtigste Mittel » (91) ist. Aber diese freie Presse liegt geknebelt da, ein machtloses Werkzeug in der Hand von begeisterten Streitern. Und darum umgegossen dieses Blei, das als Type in der Druckerei seine

Aufgabe nicht mehr erfuellen kann, dieser Diener des Gedankens, durch den und nicht durch des Stoffes rohe Kraft der Sieg eigentlich davongetragen werden sollte.

Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn schnoed in Haft.

Gezwungen hat die Masse zu diesem gewaltsamen Mittel greifen muessen; doch es blieb ja keine andere Wahl mehr; auf dem althergebrachten, ruhigen Wege liess sich nichts mehr erreichen, seine friedliche Mission konnte der Buchstabe nicht mehr erfuellen, und darum

Nur als Kugel mag die Type dieser Tage sich befrein.

Gegen den Koenig selbst gerichtet sind die Verse, wenn der Dichter dieser Kugel-Zeitung zuruft:

... bis in die Hofburg fliegt und schwingt euch, trotz'ge Schriften.
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es hoch in Lueften.
Schlagt die Knechte, schlagt die Soldner, schlagt den allerhoechsten Toren.
Der sich diese freie Presse selber auf den Hals beschworen.

Als Sieger werden die Kugeln aus diesem Kampfe fuer die wahre, freie Presse, aus dem Kampf fuer Freiheit und Recht heimkehren und ihre alte Mission wieder aufnehmen, Verkuender des Gedankens zu sein. Aus den Truemmern wird man die Kugeln wieder ausgraben, und sie dann, ihrer alten Bestimmung, Licht in die geistige Dunkelheit zu tragen, wieder zurueckfuehren.

All diese Gedichte waren in der Schweiz entstanden, nachdem Freiligrath Belgien verlassen hatte, bezw. verlassen musste. Aber der Dichter war ueberzeugt, dass er auf die Dauer auch in der Schweiz nicht wuerde bleiben koennen und wieder zum Wanderer wuerde werden muessen. Und dieser Entschlossen-

heit zum abermaligen Emigrieren, wohin und unter welchen Bedingungen es auch sein sollte, gibt Freiligrath in dem im September 1845 entstandenen Gedicht « Springer » (92) beredten Ausdruck. Er weiss, dass die Reaktion ihn nicht zur Ruhe kommen lassen, dass sie ihm gleichsam ueberallhin mit der Vergeltung fuer seine Auflehnung, sein Eintreten fuer Freiheit und Recht folgen wird. Aber er verliert darob nicht den Mut. Er hat es einmal auf sich genommen zu kaempfen, und siegreich gedenkt er diesen Kampf zu Ende zu fuehren, trotz Entbehrungen, Not und Gefahren.

Gleich dem Springer im Schachspiel, der, wenn die Partei kritisch wird, von Feld zu Feld gejagt wird, zwang man auch ihn, von der Schelde zur Limmat vorzuruecken, ohne ihn ganz aus dem Felde schlagen zu koennen. Schlag auf Schlag wird gegen ihn gefuehrt, ohne dass man ihn zur Ruhe kommen laesst. Immer war er seinen Gegnern nur um ein Feld voraus. In Bruessel war er gerade der Verhaftung entgangen, aber auch die Schwierigkeiten, die man ihm in der Schweiz macht, nehmen kein Ende.

> Mir ist, als muesst ich auch von hier
> Den Stab noch in die Wueste setzen;
> Als wuerden auch aus Tell's Revier,
> Die Launen dieses Spiels mich hetzen.

Doch diesmal trifft ihn das Schicksal bereit, und die Welt ist offen. In Norwegen, wo das Meer die freien Bauernstaetten umbraust, wuerde er noetigenfalls eine neue Heimstaette finden; das freie, stets gastreiche Frankreich wuerde ihm auch noch Schutz und Gastrecht gewaehren, und

> Kein fluechtig Haupt hat Engelland
> Von seiner Schwelle noch gewiesen.

An das ihm von freisinnigen Amerikanern angebo-

tene Geschenk eines kleinen Gutes anknuepfend, faehrt Freiligrath fort:

> Noch winkt mir eine Freundeshand
> Nach des Ohio lust'gen Wiesen.

Zu allem ist er nun bereit, wenn es noetig sein muss; von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und von Land zu Land zu ziehen; all dies soll und kann ihn nicht entmutigen, ihn von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht abbringen. Hin und her wird er auf diesem Schachbrett der Welt getrieben, und er ist fest entschlossen, keinerlei Konzessionen zu machen, denn

> Kein Zug des Schicksals setzt mich matt:
> Matt werden kann ja nur der Koenig.

Und mit diesen Versen lag der Weg, den Freiligrath zu gehen hatte, klar vor seinen Augen, ein Weg, auf dem es kein Zurueck gab und den der Dichter bis ans Ende gegangen.

Nach dem scharfen Kartaetschenfeuer und den heftigen Angriffen, die Freiligrath in dem « Ça ira » gegen den Absolutismus fuer die Sache des Volkes gerichtet hatte, war es klar, dass der Dichter nun auch nicht mehr laenger in der freien Schweiz bleiben konnte. (93). Er war sich dessen genau bewusst, welche Gefahren es in sich barg, von dem zweifelhaften Erwerb eines Gelegenheitsdichters abhaengig zu sein, eines geistigen Arbeiters, wie er ihn im « Requiescat » geschildert. Und als ihm die Schweiz dann keine ausreichende Zukunftsmoeglichkeiten bot, verliess er im Juli 1846, vorerst allein, Zuerich und fuhr nach London. Wie er es im « Springer » geaeussert, rechnete er stark mit der englischen Hospitalitaet und hoffte, nun eine neue Heimat in dem Lande zu finden, dessen Sprache und Kultur ihm sehr vertraut waren.

Schon von der Schweiz aus hatte Freiligrath Be-

ziehungen zu fuehrenden Londoner Handelshaeusern angeknuepft, aber der ihm anhaftende Ruf des radikalen Schriftstellers und politischen Fluechtlings erschwerten seine Bewerbungen in den allgemein konservativ eingestellten englischen Kreisen. Aus diesem Grunde, unterstuetzt wohl noch durch die Intervention Preussens, kam auch das Engagement bei dem Londoner Rothschild nicht zustande. Aber durch Vermittlung der ihm befreundeten Howitts erhielt er dann die Anstellungsbestaetigung bei einer anderen grossen Firma. Und so fuhr der Dichter im Sommer 1846 den Seinen voraus uebers Meer. Was den Dichter damals bewegte und welche Empfindungen er hatte, spiegelt sich deutlich in dem in jenen Tagen entstandenen Gedicht « Nach England » (94) wider, dessen Grundstimmung uns zeigt, dass Freiligrath seinen Weg nun klar vor sich sieht und ihn voller Hoffnung, und nicht wie Gudde bemerkt, resignierend, beschreitet.

Wohl wird er wegen seiner Aufrichtigkeit ueberall gegen Schwierigkeiten ankaempfen muessen— spricht das Meer zum Dichter;

Wider dich die bloede Angst
Vor dem Dichter - Vagabunden.
Wider dich und deinen Trotz
Alle Waffen des Gemeinen.
Kaelte, Duenkel, Eigennutz -
Alle wider dich, den Einen.

Und weiter mahnt das Meer den Mann, der fuer Frau und Kind zu sorgen, der nun mitten im Getriebe einer Weltstadt zu schaffen hat, den Mut nicht sinken zu lassen und tapfer weiter zu schaffen.

Die « deutscher Nation und Freiheit zu Ehren » bei John Bull uebernommene Tretmuehlenarbeit nahm zwar seine ganze Arbeitskraft in Anspruch, aber er troestete sich mit dem Gedanken, dass er ehrenhaft

wirke und schaffe, um in Ehren durchzukommen und von keinerlei Parteialmosen leben zu muessen. (95)

Bescheiden und in groesster Zurueckgezogenheit lebte der Dichter inmitten des Weltstadtgetriebes, ohne grosse Geselligkeiten zu suchen. Trotzdem war es ihm vergoennt, manch interessante Bekanntschaft zu machen, so u. a. die Cornwalls, Tennysons und Bulwers.

Hatte Freiligrath in dem auf der Ueberfahrt von Frankreich entstandenen Gedicht « Nach England » noch gesungen:

Lasse nur den Alltag nicht
Deine Dichtung dir verschuetten.
Sei der zwiefach reisig steht
Auf der frisch erkaempften Grenze:
Tageloehner und Poet
Eine beider Wuerden Kraenze,

so sollte sich doch zeigen, dass die uebernommene « Tretmuehlenarbeit » ihn ausschliesslich zum « Tageloehner » machte und seine Dichtung doch verschuettete; denn seit seiner Ankunft im Sommer bis zum Ausbruch der Februarrevolution in Frankreich hatte Freiligrath nur 3 Gedichte geschrieben, von denen 2 ueberdies noch Uebersetzungen waren.

Da ist zunaechst das eigene, im Februar 1847 entstandene « Irland » (96), das in seiner Anlage sich mit des Dichters frueheren sozialen Gedichten vergleichen laesst. Freiligrath berichtet uns hier von jenen traurigen sozialen Zustaenden in Irland, wo der Fisch ausschliesslich Eigentum des adligen Herrn ist, und wo die, welche ihn auf den Tisch des Herrn bringen, Hungers sterben. Leer sind die Staelle des Bauern, zu Tausenden treibt der in Lumpen gehuellte Hirt die Kuehe und Schafe zum Hafen, von wo aus der Grossgrundbesitzer sie auf fremde Maerkte zum Verkauf

schickt, waehrend seine Dorfbauern darben. Eine Quelle des Reichtums ist dem Gutsherrn das Vieh, das, wenn auch nur zu einem geringen Teile, in Haenden seiner Doerfler, diesen bessere Lebensbedingungen verschaffen koennte. Aber der « gnaedige Herr »

> ... laesst zu London und Paris
> Den Spieltisch unterm Gold sich biegen -
> Sein Volk, das er zu Hause liess,
> Faellt unterdess wie Winterfliegen.

Auch das Wild dieses Landes ist ausschliesslich Herrenwild, das die Taschen des Grundherrn fuellt, waehrend der bleiche Knecht, ein Bild des Elends, sich vor Ueberarbeitung kaum auf den Fuessen halten kann. Nichts tut der Herr fuer die Verbesserung der Lage unter den Bauern.

Sumpf und Wildnis breitet sich aus, wo vier Millionen Aecker bluehendes Getreide tragen koennten; stumpf und innerlich gleichsam unberuehrt sieht das Volk diesem Herrentreiben zu; nur Schreie der Not und des Elends vernimmt man hin und wieder, hoert Rufe der Verzweiflung und des Todes. Bleich und entstellt liegt dieses Irland, die Niobe der Nationen, auf den Knien, mit wehendem, aufgeloestem Haar und weint an der Bahre ihrer Soehne und Toechter, Opfer der Not und des Elends.

Im Sommer desselben Jahres uebersetzte Freiligrath die beiden beruehmten Hoodschen sozialen Gedichte « The Song of the Shirt » und « The Bridge of the Sighs ». (97). Aus der sich im « Ça ira » manifestierenden sozial-revolutionaeren Stimmung koennen wir es erklaeren, dass sich der Dichter von solchen Sujets angezogen fuehlte, sich zu ihnen in irgendeiner Beziehung glaubte und deshalb versuchte, in meisterhaften Uebersetzungen von diesem Wissen um aehnliche Schicksale Zeugnis abzulegen. Die Ueber-

setzungen mussten um so echter ausfallen, je mehr das Thema Freiligraths damaligen Empfindungen und Gefuehlen entsprach, Gefuehlen, in denen das soziale Moment die dominierende Rolle spielt, wie wir es auch schon in einem der aelteren Freiligrathschen Gedichte, « Die irische Witwe » (98) finden, in dem der Dichter, zwar erst als Einzelfall, von der Not der irischen Landbevoelkerung berichtet. — In dem Gedicht « Jacques » behandelt Béranger dasselbe Motiv, indem eine Familie auf dem Lande durch rigorose Steuereintreibung in grosses Elend gestuerzt wird.

An Anregungen, die Freiligrath nach eigener Aussage stets brauchte, mag es in London wohl nicht gemangelt haben, und es scheint mir, dass Gudde fehl geht, wenn er sagt, dass auch das Grossstadtelend, das der Dichter aus naechster Naehe beobachten konnte, ihn nicht anregte. Er vergisst aber dabei, dass es jene « deutscher Nation und Freiheit zu Ehren » uebernommene Arbeit war, die Freiligrath damals nichts schaffen liess. In ausgepraegtester Form, in « modernster » Art lernte er das Leben in London kennen, in diesem sozialen Meer, in das er sich als ruestiger Schwimmer geworfen. Hier sah er mit aller Deutlichkeit Klassengegensaetze aufeinanderprallen, hier lernte er aus unmittelbarer Anschauung den Lebenskampf in seiner ganzen Haerte und Unerbittlichkeit kennen. Er selbst kaempfte ihn hier, den Kampf ums taegliche Brot, aber seiner Unabhaengigkeit willen brachte er jedes Opfer, lebte und litt fuer die Aufrechterhaltung seiner Familie. (99). Grosse Anforderungen wurden an seine Arbeitskraft gestellt, und auf die Dauer schien es ihm unmoeglich, in diesem Lebenskampf ehrenhaft mit seiner Familie zu bestehen. Zu Beginn des Jahres 1848 begannen auch mate-

rielle Schwierigkeiten aufzutauchen. Seine Stellung innerhalb der Firma war nicht mehr die alte, und als er sich um eine neue bewarb, war ihm seine literarische und politische Vergangenheit ueberall hinderlich. Im Februar wurde ihm dann von der Firma gekuendigt.

Fast um die gleiche Zeit schreibt Freiligrath an Karl Buchner, dass er in London bei vollstem Ausnutzen all seiner Zeit und Kraft das fuer das Leben Notwendigste nicht mehr verdienen koenne und auch weiter keine Aussicht habe, etwas Genuegendes zu finden. So hatte er sich denn, obwohl schweren Herzens, entschlossen, die ihm von Longfellow und anderen amerikanischen Freunden noch zum Teil in St. Goar gemachten Anerbietungen anzunehmen und jenseits der grossen Wasserwueste ein neues Heim zu suchen. Eine eintraegliche Stelle wollte man dem Dichter hier verschaffen, die es ihm ermoeglicht haette, der Poesie einen groesseren Platz einzuraeumen, als es ihm in London moeglich gewesen. Darueber schreibt er am 12. Februar an Buchner: « Und doch hab' ich das Wichtigste zu vermelden, dass ich England (so gut wie sicher) bald schon verlassen und mit meiner Familie nach Amerika gehen werde. Der Schritt wird mir schwer, Gott weiss es, und doch ist es notwendig. » Er spricht dann weiter von der Unmoeglichkeit, sich laenger in England zu behaupten und fahrt fort: « Dagegen wollen mir meine amerikanischen Freunde einen geistigen, mir in jeder Hinsicht kongenialen Wirkungskreis verschaffen, der mich ueberdies in alle Wege pekuniaer sicherstellt. Diese Antraege, nobel und wuerdig gestellt, trafen, ohne allen Anlass von meiner Seite gerade ein, als hier auch das letzte Ankerseil riss. So sei es denn.

Im Mai oder Juni ist Deutschland, ist Europa transatlantisch fuer uns geworden. Wie gesagt, das Herz blutet mir bei diesem Immerweiterziehen—aber es muss sein und Gott wird helfen. »
Und obwohl der Sonderbundkrieg in der Schweiz und die Kaempfe in Italien, von denen er in demselben Brief an Buchner sagt: « In Italien geht es ja praechtig jetzt—erst die Schweiz, nun Neapel; wo die Revolution auftritt, da siegt sie; waere nur auch erst Deutschland so weit; ohne Revolution geht's nicht, mit ihr—ça ira » Freiligrath haetten zeigen muessen, dass sich da gewaltige Dinge um ihn herum vorbereiteten, schien seine Uebersiedlung, die ihn aller pekuniaeren Sorgen entheben und ihm einen seinen Kenntnissen und seiner Bedeutung adaequaten neuen Schaffenskreis bieten sollten, beschlossene Sache.

Waehrend der Dichter nun mitten in den Reisevorbereitungen steckte, erreichte ihn die Nachricht von der Revolution in Frankreich. Von einem Fortgehen ueber's Meer konnte in diesem Augenblick natuerlich nicht mehr die Rede sein, er wollte nicht als ein Soldat gelten, der vom Schlachtfeld desertiert. Es war ein Ereignis eingetreten, das seinen Ideen und Absichten nun eine vollkommen andere Richtung geben musste. In jenen Februartagen war der franzoesische Koenigsthron gestuerzt worden, und Freiligrath war ueberzeugt, dass dieses Ereignis nicht ohne spuerbare Folgen fuer Europa und besonders fuer Deutschland bleiben konnte. Der Bewegung in Frankreich folgten die Erhebungen in Wien und Berlin, die beruehmten Maerztage des Jahres 1848. « Deutschland erbebte, in Wien und Berlin ward die alte patriarchalische Herrscherweisheit zu Schanden vor der ungeheuren Kraft eines lange unterdrueckten, endlich

mit vulkanischer Uebermacht losbrechenden Strebens nach Freiheit. »

Wie ein Blitz schlugen die Nachrichten vom Kontinent in die Gedankenwelt Freiligraths ein und mit fiebernder Erregung lauschte der Dichter jeglicher weiteren Kunde. Fuer ihn bedeutete es eine Feigheit, sich in solch entscheidenden Augenblicken mit Uebersiedlungsplaenen zu tragen, « mitten im Donner dieses erhabenen demokratischen Gewitters, dessen Ausbruch wir alle wohl geahnt haben, aber doch in dieser Staerke und Allgemeinheit nicht vorausschauen konnten. »

In diesem Ringen des Volkes wollte und konnte Freiligrath nicht beiseite stehen, in dieser Zeit der Gaerung und moeglichen Entscheidung. Im Geist sah er seine gehegten Erwartungen bald in Erfuellung gehen, glaubte die von ihm ersehnte Ausrufung der Republik in Deutschland schon nahe. Und an diesem Kampf sollte er nicht teilnehmen, sollte schnoede, wo es galt, Worte in Taten umzusetzen, nicht den Kampfplatz betreten ? Wie er es immer gewuenscht und proklamiert hatte, wollte er aktiv Anteil an dem Gestalten des Neuen nehmen, wollte mithelfen, eine fuer das Volk neue, bessere Zukunft herbeizufuehren. Jubel ueber das Geschehene und innere Begeisterung loesten seine Zunge. Er jubelte ueber jene stolzen weltgeschichtlichen Tage, fuehlte sich gluecklich in dieser alles ergreifenden, mit sich fortreissenden Bewegung. « Herrgott, welch ein Sieg ! » — verkuendet er, und in diesem ersten Siegestaumel entstanden vom Februar bis April eine ganze Reihe von Gedichten; in ihnen gibt er uns Kunde von dem, was ihn in jenen Tagen bewegte, und seine Briefe aus dieser Zeit spiegeln die Begeisterung wider, mit der er aus der

Ferne den Ereignissen auf dem Kontinent folgte. So schreibt er am 10. Maerz an G. F. Seidensticker in Philadelphia: « Herrgott, welche Ereignisse—diese glorreiche Revolution zu Paris und ihre... Folgen fuer Deutschland. Sie koennen sich nicht denken, wie das blitzt, donnert und einschlaegt und wie man inmitten dieses Gewitters lacht, weint, flucht, betet, zittert. Alles durcheinander. » Und im Ueberschwang der Empfindung faehrt er fort: « Eine stolzere, eine erhabenere Offenbarung hat die ewige Majestaet und Herrlichkeit des Volkes noch nicht erlebt in der Geschichte. » (100).

Mit atemloser Spannung folgte der Dichter den Ereignissen und ihrer Weiterentwicklung. Es schien ihm, als ob die seit langem herbeigesehnte Entscheidung in dem Kampf um Freiheit und Recht endlich gekommen sei, und Schulter an Schulter wollte er mit seinem Volk fuer diese Ideale kaempfen. Und dieser Wille, teilzunehmen an den Kaempfen der Entscheidung, beizutragen zum Siege loeste die Zunge des Dichters, liess seine Dichtung aus der durch den harten Lebenskampf erfolgten Verschuettung wieder erstehen und die in der letzten Zeit fast entschlummerte poetische Gestaltungskraft wieder aufleben. Im Taumel der ersten Begeisterung entstanden da politische Gedichte, welche die im « Ça ira » eingeschlagene Richtung fortsetzen und sie zum Teil, eben durch die Ereignisse bedingt, in der revolutionaeren Grundstimmung noch uebertreffen. Freiligrath ist sich bewusst, da keine vollendete Poesie geschaffen zu haben, aber als « warmer Ausdruck hingerissener Augenblicke » sind diese Gedichte vielleicht doch geeignet, « die eigene Begeisterung fortzuleiten und fremde wachzuhalten. » Diese ersten Londoner Gedichte, ge-

boren aus der Begeisterung ueber Ereignisse und fuer eine Sache, stellen gleichsam Freiligraths, durch sein Fernsein bedingte, noch nicht aktive Anteilnahme an den Kaempfen dar. Sie waren auch gedacht und bestimmt als Beitrag zur Verbreitung des republikanischen Gedankens und der alt-neuen Ideen, obwohl er sich bewusst war, dass die Ereignisse fuer sich am besten agitieren und Propaganda machen, besser als nachhinkende Verse. « Die Geschichte dichtet... Was liegt da am Reflex des ungeheuren Weltepos in der Seele des einsamen Lyrikers ? » (101).

Aber trotzdem schickte er diese « Boten » in die Heimat, damit sie unter das Volk gelangen sollten, und seine Freunde forderte er auf, diese Strophen durch Abschriften oder durch Vortragen einem moeglichst grossen Kreis bekannt zu machen. Jeder habe die Pflicht, beizutragen zum siegreichen Durchbruch der Idee und darf sich nicht abschrecken lassen durch die Moeglichkeit entstehender Ungelegenheiten.

Wenn Freiligrath damals schreibt: « Ein paar Monate Wartens werden mir zeigen, ob ich wieder im Vaterlande fuers Vaterland wirken kann; bis dahin verschiebe ich meine Entschluesse », so koennte der Eindruck entstehen, dass der Dichter bewusst den eigentlichen Kaempfen fernbleiben wollte. Wir duerfen aber mit Bestimmtheit annehmen, dass er sich bedenkenlos den aktiven Kaempfern angeschlossen haette, wenn er in jenen Tagen auf dem Kontinent gewesen waere. Wenn Freiligrath es nicht ehrlich gemeint haette, wuerde er dann im Mai wohl nicht nach Deutschland zurueckgegangen sein, konnte er doch nicht voraussehen, dass Tage wie der 18. Maerz sich nicht mehr wiederholen wuerden Und waere der Dichter nur mit Worten mit der revolutionaeren Be-

wegung verbunden, was haette ihn gehindert, doch nach Amerika zu gehen, sich eine gesicherte, ruhige Existenz zu schaffen und die um Freiheit und Recht Kaempfenden nur mit schoenen Worten zu unterstuetzen ? Die ganze damalige politische Vergangenheit Freiligraths bietet die beste Gewaehr dafuer, dass der Dichter nicht aus Feigheit den eigentlichen Kaempfen ferngeblieben, sondern nur in bewusster, wenn auch heute nicht mehr so recht ueberzeugend wirkender Pflichterfuellung in jenen kritischen Tagen von London aus die Entwicklung der Dinge auf dem Kontinent mit Leidenschaft verfolgt hatte.

Noch im Maerz hatte Freiligrath geschrieben, dass er als politischer Fluechtling in die Heimat zurueckkehren werde; aber diese Rueckkehr soll nur vom Rufe des Volkes und nicht von der durch die Majestaet erlassenen Amnestie abhaengig sein. Als ein gutes Recht sollen die Fluechtlinge ihre Rueckkehr dekretiert bekommen. Wer aber durch eine Amnestie wieder die Heimat betreten will, mag zurueckgehen, er selbst aber wuerde es unter diesen Umstaenden vorziehen, im Ausland zu bleiben. Wohl hatte er seine Gedichte als Flugblaetter drucken und sie zu Tausenden an den Rhein geschickt, damit sie den Kaempfenden Kunde geben von seiner Solidaritaet mit ihnen, jene « rauhen, fast improvisierten Klaenge, die auf aesthetischen Wert weiter keinen Anspruch machen, die entstanden waren, als ihm das volle Herz zuweilen ueberstroemte.» Und nicht als reine, poetische Kunst moechte er diese Gedichte gewertet wissen, sondern eben nur als rauhe, dafuer aber aus dem Innersten kommende Klaenge, die ihn selbst erhoben und vielleicht auch die Kraft besitzen, andere zu erheben und zu grossen, fuer das Gemeinwohl zu vollbringende Taten zu begeistern.

Schon am 25. Februar, also 2 Tage nach den Pariser Ereignissen, war « Im Hochland fiel der erste Schuss » (102) entstanden. Freiligrath waren die Tage vom 23. bis 24. Februar das Signal zu einer allgemeinen politischen Umwaelzung in Europa, die er heiss ersehnt, und die er nun jubelnd begruesst in diesem und den vier naechsten Gedichten, von denen er sagt, dass sie der warme Ausdruck hingerissener Augenblicke sind. Von ganzem Herzen hatte Freiligrath diese Revolution herbeigesehnt und ihr Kommen als absolute Notwendigkeit betrachtet. Wohl weil den Dichter die Nachricht von der Pariser Revolution so ploetzlich traf, fand er noch nicht jene bewussten Accente, die das Merkmal der spaeteren Gedichte sind. Noch hatte er jenen freien Ton nicht gefunden, aber bedenkenlos kann man von diesem unter dem unmittelbaren Eindruck eines Geschehens entstandenen Gedicht sagen, dass es erlebt und nicht gemacht ist, da es Maengel und Haerten aufweist, die bei sorgfaeltiger Gedankenkonstruktion, bei bewusster « Mache » vermieden worden waeren.

Einer Lawine gleich war die Revolution in « Schuss » gekommen; im Hochland, mit dem Schweider Sonderbundkrieg des Jahres 1847, hatte es begonnen, indem die katholischen Urkantone durch die Eidgenossenschaft zur Aufloesung des 1845 entstandenen Sonderbundes gezwungen wurden.

Drauf ging der Tanz in Welschland los,

wo am 12. Januar 1848 in Palermo ein Aufstand ausgebrochen war, dem am 27. Massenkundgebungen in Neapel gefolgt waren und wo zwei Tage spaeter schliesslich eine konstitutionelle Regierung eingesetzt wurde. (103). Eine Stimmung des Unbehagens riefen

diese Kaempfe in der Schweiz und Italien in ganz Europa hervor:

« Sehr bedenklich, Euer Liebden ».
Also schallt's von Berlin nach Wien
Und von Wien wieder zurueck nach Berlin.

Selbst den « Nickel » von Russland, den aergsten Feind aller freiheitlichen Ideen, begann es vor diesem

Aufbruch auf Aufbruch, Stoss auf Stoss...

zu grauen. Alle, die in der Reaktion ein Mittel zur Unterdrueckung von Taten und Gedanken gesehen hatten, fuehlten sich nun in Angst versetzt, nachdem in Paris waehrend der Kaempfe die Nationalgarde und mehrere Regimenter zu den Aufstaendischen uebergegangen waren, die aufopfernd und tapfer fuer die Freiheit gestritten. Abgedankt hat Louis Philippe, und wie sich die Dinge weiter gestalten werden, ueberlassen sie der Zeit, lassen die Ereignisse sich selbst auswirken:

Was weiter wird - noch harren wir.
Doch wird's die Freiheit werden.
Die Freiheit dort - die Freiheit hier,
Die Freiheit jetzt und fuer und fuer,
Die Freiheit rings auf Erden.

Nun einmal die Revolution auch in Paris ausgebrochen ist, wird diese « Lawine » immer weiter rollen und sich, allen Hindernissen trotzend, mit stets steigender Geschwindigkeit ins Tal hinabwaelzen:

Sie rollt - sie springt - o Lombardei,
Bald fuehlst auch du ihr Waelzen.
Ungarn und Polen macht sie frei,
Durch Deutschland droehnen wird ihr Schrei,
Und kein Bannstrahl kann sie schmelzen.

Furchtbar wird ihre Wirkung sein, und nur erst wenn das Volk alle ihm zustehenden Rechte erlangt haben wird, kann die Kraft dieser Lawine Revolution nachlassen und durch das Wehen und den Hauch der Frei-

heit langsam zergehen. Auf darum, auf, Brueder— schliesst Freiligrath, kaempft ihn durch, euren Kampf, seid euch bewusst, worum es geht:

Glueck auf, das ist ein glorreich Jahr
Das ist ein stolzer Februar -
« Allons enfants » - « Mourir, mourir,
Mourir pour la Patrie ».

Gleichsam schon in einer Trunkenheit der Freude, wobei er sich an den einzelnen Worten foermlich berauschte, war, nachdem eine provisorische Regierung, als Republik, in Paris geschaffen wurde, das Gedicht « Die Republik » (104) entstanden. Aufhorchte der Dichter bei der Kunde von den Kaempfen in Paris, und die Erregung und Spannung wich nun ehrlicher Begeisterung ueber diese zwar erst in Frankreich ausgerufene Republik, was ihm aber als Vorzeichen fuer ein gleiches Geschehen in Deutschland gilt. Jubelnd ruft hier Freiligrath unter dem frischen Eindruck des Geschehens aus:

Die Republik, die Republik.
Herr Gott, das war ein Schlagen.
Das war ein Sieg aus einem Stueck.
Das war ein Wurf. Die Republik.
Und alles in drei Tagen.

Die Meldungen und Berichte ueberstuerzten sich; wohl wurde diese Republik vom Volke vorbereitet, aber letzten Endes schuf sie die Geschichte, die Zeit:

Ein Atemzung, ein Wink, ein Blick,
Ein Handumdrehen - die Republik.
So dichtet die Geschichte.

Noch sind es erst die Farben blau-weiss-rot, die ein Volk zum Siege gefuehrt haben, und das deutsche Volk steht muessig unten:

Vom Wall doch ruft's: Bleibt nicht zurueck.
Nach durch den Riss - die Republik.

Nur Mut und keine inneren Kaempfe—ruft Freiligrath

seinen Landsleuten zu. Als Freie, ohne fuerder ein Joch im Nacken spueren zu muessen, werden sie zu ihren franzoesischen Bruedern treten, jeglichen Voelkerhass verwerfend. Aufgehoben die bis dahin bestandenen Unterschiede und Gegensaetze zwischen Klassen und Voelkern:

Von heute an - die Republik.
Zwei Lager nur auf Erden :
Die Freien mit dem kuehnen Blick -
Die Sklaven um den Hals den Strick.

Vorbei die Kaempfe im Innern des Staates, die das Gemeinwohl untergraben und dem Individuum nichts einbringen:

Nur Bruederschaft - die Republik.
Und menschlich schoen Entfalten.

Es lebe die Bruederschaft der Voelker, und darum, voller Hoffnung und im Vertrauen auf eine baldige Nachahmung der Februargeschehnisse:

Wohlan denn, Rhein und Elbe.
Donau wohlan - die Republik.

Den von Freiligrath gebrauchten Refrain « Vive la République » verwendet Herwegh als Titel fuer ein schon 1841 entstandenes Gedicht. Der grundlegende Unterschied zwischen diesen beiden Gedichten beruht darin, dass es Herwegh durch Natureindruecke und Meditation gelingt, sieben Jahre vor der Revolution begeisterte Worte fuer die Republik zu finden, waehrend Freiligrath eines gerade vorangegangenen Geschehens bedurfte , um seiner Begeisterung jene maechtigen Accente entstroemen zu lassen. Herweghs Gedicht ist abstrakter, ist entstanden unter dem Eindruck einer Gegebenheit, der Schweiz als Republik, waehrend Freiligrath, an ein Ereignis anknuepfend, es deutet und ganz bestimmte Erwartungen damit verbindet.

Merkwuerdig muss es erscheinen, wenn Petzet in seinem Buch « Die Bluetezeit der deutschen politischen Lyrik » von diesem Gedicht, aus dem uebrigens ein damals noch kaum gekannter Pazifismus spricht, sagt, dass er es der Wiedergabe nicht wert haelt. Wohl traegt es alle Zeichen der Schnellmacherei an sich, aber sollte das fuer einen Literarhistoriker, der doch die Aufgabe hat, objektiv zu urteilen, ein Grund sein, sich zu der durchaus nicht bewiesenen Behauptung zu versteigen, dass Freiligrath es sich wohl spaeter kaum zum Ruhm angerechnet haben mag, dass er das « Allheilkraut der Republik ganz allgemein empfohlen und die banale Phraseologie fuer ihre Vorzuege vor der Monarchie mit mehr Leidenschaft als Geist gebraucht hat. »

Republikanische Freiheit war das von Freiligrath heiss ersehnte Ziel; darueber aber vergisst der Dichter nicht, dass Voraussetzung dazu Einigung und Einheit im Innern des Landes ist. Dass sie erreicht werde, und zwar unter dem altdeutschen Burschenschaftlerpanier, dazu ruft er in dem am 17. Maerz entstandenen Gedicht « Schwarz-rot-gold » (105) auf. Mit ehrlicher Begeisterung begruesst hier der Dichter die endlich wieder frei gezeigten Farben, nachdem der Bundestag sie als offiziell erklaert hatte. An mehrere seiner frueheren Gedichte anknuepfend, gibt Freiligrath diesem Gedicht einen betont nationalen Charakter, laesst das « Deutsch—Patriotische » wie Gudde es nennt, noch ueberwiegen, obwohl in den Februartagen in Paris schon unter dem roten Panier gekaempft und gesiegt wurde. Aber fuer Freiligrath bedeuteten die Farben der Burschenschaft Symbole der Freiheit und des fuer sie gefuehrten Kampfes; und als in Deutschland in den Wochen der Gaerung, zwi-

schen Februar und Maerz, dann der Wunsch nach einer deutschen Fahne, einem Symbol der Einheit, laut wurde, war es deshalb verstaendlich, nachdem auch der Bundestag schwarz-rot-gold als Reichsfarben anerkannt hatte, dass Freiligrath mit Begeisterung fuer sie eintrat, fuer die man einst gekaempft und gelitten. Frei durfte man sie nun entfalten, und freudig stimmt darum der Dichter an:

In Kuemmernis und Dunkelheit
Da mussten wir sie bergen.
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit, aus ihren Saergen.
Ha, wie das blitzt und rauscht und rollt.
Hurra, du Schwarz, du Rot, du Gold.

Und der Revolutionaer Freiligrath gibt diesen Farben die Deutung: Pulver ist schwarz, Blut ist rot, golden flackert die Flamme. Noch ist der Anfang zwar erst im Kampf fuer das Recht gemacht, die eigentlichen Kaempfe stehen noch bevor. Und darum keine einzelnen, schon vorher zur Wirkungslosigkeit verurteilten Aufstaende, keine Versuche, die Revolution im engbegrenzten Kreise zu machen:

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Die ungeteilte, ganze,
Wenn man ein Zeughaustor erbricht
Und Schwert sich nimmt und Lanze,
Sodann ein weniges sie schwingt
Und folgsamlich zurueck sie bringt.

Abgegangen ist hier Freiligrath von dem, was er in « Wie man's macht » als nachahmenswert hingestellt. Er hatte seit der Veroeffentlichung des « Ça ira » eingesehen, dass nur ein planmaessiges, zentralisiertes Vorgehen zum Erfolg fuehren kann. Und darum zwecklos alles Fenstereinschlagen bei Abgeordneten, wirkungslos alles Petitionieren:

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Sein Recht als Gnade nehmen,

Von Buben ,die zu Recht und Pflicht
Aus Furcht nur sich bequemen.

Nutzlos alles Hassen, wirkungslos alle Unzufriedenheit; vom Thron muessen sie gestuerzt werden, die die Moeglichkeit und auch die Pflicht haben, die Forderungen des Volkes zu erfuellen. Die Freiheit, die es erstrebt, kann nur die Republik gewaehren; und darum:

Die eine deutsche Republik
Die musst du noch erfliegen.
Musst jeden Strick und Galgenstrick
Dreifarbig noch besiegen.
Das ist der grosse letzte Strauss—
Flieg' aus, du deutsch Panier, flieg' aus.

Am 25. Maerz, schon nach den schicksalsreichen Tagen in Wien und in Preussens Hauptstadt, entstand das Gedicht « Berlin—Lied der Amnestierten im Ausland ». (106) Als « Neues Revolutionslied » hatte Freiligrath es dem Volke gewidmet. Er begruesst darin die am 18. Maerz mit der Feuertaufe revolutionaer geweihte Hauptstadt, gedenkt darin der heldenmuetigen Kaempfer, die ihr Leben eingesetzt hatten, im Kampf fuer die Rechte des Volkes. Gross war die Freude des Dichters bei der Nachricht von dem davongetragenen « Sieg », indem das Volk nach blutigen Kaempfen einen Teil seiner Forderungen durchgesetzt hatte. Aber in einem Schreiben aus jener Zeit spiegelt sich auch deutlich der Schmerz ueber die nicht ausgenutzten und so verpassten Gelegenheiten wider. So schreibt er: (107) « Wien und Berlin. Metternich zum Teufel—wenn auch leider nicht—Friedrich Wilhelm IV. Das zu Berlin so nobel verspritzte Blut haette noch andere Erfolge haben muessen. Jetzt war der Augenblick da, die Dynastie zu verjagen, und statt des sich ueberlebt habenden Instituts der Monarchie die Republik in Ehren zu bringen.

Nun, was nicht ist, kann werden: aber ich fuerchte doch, dass einstweilen die Gelegenheit verpasst worden ist... Es ist eine wunderbare Zeit. Die Traenen stehen mir in den Augen, aber ich weiss nicht, ob es Traenen der Freude, oder Traenen des Zornes sind. Dieses Berliner Blut will mir nicht aus dem Kopf. Ich kann mir nicht denken, dass es nur in majorem Friderici gloriam vergossen sein sollte. »

Schon 1842 hatten die Howitts, bei denen Freiligrath in London freundliche Aufnahme gefunden hatte, von dem Dichter gesagt: « There lies in his bosom a wellspring of originality and fire of genius, that only requires the jar of social earthquake to send them spouting up like geysers into the glittering air. » (108) Dieser grosse Moment war nun gekommen. Die Grundlagen der sozialen Gesellschaftsordnung waren erschuettert. « The social earthquake », er loeste den in Freiligrath ruhenden Genius, machte ihn frei, und legitimierte ihn als den Dichter, den die Zeit erforderte.

Die Ereignisse des 18. Maerz mussten geschehen, um jene grosse Revolutionshymne « Berlin » entstehen zu lassen, die nicht entstanden war durch Gruebeln und Tuefteln, sondern hervorgegangen aus den Freiligrath ueberwaeltigenden Eindruecken des Berliner Geschehens. Lob und Anerkennung zollt der Dichter den Barrikadenkaempfern, die fuer ihre Ueberzeugung ruhmvoll gestritten:

Zum Voelkerfest, auf das wir ziehn,
Zu dem die Freiheit ladet,
Wie wandelst herrlich du Berlin.
Berlin, in Blut gebadet.
Du wandelst russig und bestaubt
Einher in deinen Wunden.
Du wandelst hin, das bleiche Haupt
Mit Bannertuch verbunden.

Arbeiter- und Studentenblut wurde an jenem Tage

vergossen. Das Blut begeisterter Kaempfer, die stumm und erbittert, von einem inneren Feuer getrieben, auf den Barrikaden unter dem schwarz-rot-goldnen Banner ihr Leben einsetzten.

Eine Uebertreibung wie

> Da war kein Lied, wie « Ça ira » -
> Nur Schrei und Ruf und Roecheln.
> Sie standen ernst und schweigend da,
> Im Blut bis an die Knoechel -

darf man nicht allzu kritisch bewerten, wenn man bedenkt, dass diese Strophen unter dem frischen Eindruck des Berliner Geschehens entstanden waren und der Dichter sie wohl in einem Zustand der Erregung und Begeisterung aufs Papier geworfen hat.

Die Zeit macht es unmoeglich, den Maerzgefallenen grosse, rein aeusserliche Ehren zu erweisen; aber der Geist, der sie zu Kampf und Sieg gefuehrt hat, wird auch die Nachlebenden anfeuern und zu neuen, ruhmreichen Taten begeistern.

Nicht umsonst sollen jene Kaempfer gefallen sein und ihr Leben geopfert haben; und darum darf man nicht nachlassen im Kampf fuer das Recht:

> Denn heissen soll es nimmermehr:
> Fuer nichts sind sie gestorben.
> Fuer nichts, als was sie tags vorher,
> Ertrotzt schon und erworben.
> Drum sollen sie die Stufen sein,
> Die Stufen gruen von Zweigen,
> Auf denen wir zum Dach hinein
> Der freien Zukunft steigen.

Unnuetz alle Manifestationen, alle Bittgesuche, denn es gibt nur eine Alternative:

> Tod gilt es oder Leben.
> Wir sagen kurz: wir oder du.
> Volk heisst es oder Krone.

Die Einigkeit und Freiheit in Deutschland wird von allen aufrechten Maennern erstrebt;

Doch einig wird es nur, wenn frei
Und frei nur ohne Fuersten.

Es schmerzt den Dichter, nun sehen zu muessen, wie eine solche sich am 18. Maerz gebotene Moeglichkeit nicht weiter ausgenutzt wurde, wie man sich mit mageren Resultaten begnuegte. Bittere Accente findet er darueber, dass es moeglich sein konnte, dass einige Tage nach dem Blutvergiessen der Monarch bereits einen Umzug durch Berlin macht, wobei er verschiedentlich schon mit « Deutscher Kaiser » begruesst wurde. Freiligrath empfindet es als eine Schande, dass das Volk es zuliess, den Fuersten sich mit Kaisertumgedanken tragen zu lassen. Und in ehrlicher Empoerung darueber gelobt er:

« Allein, dass es unmoeglich sei
Dafuer noch stehn wir Wache,
Dafuer heisst unser Feldgeschrei:
Hie Republik und Rache ».

Das letzte der waehrend Freiligraths erstem Londoner Aufenthalt entstandenen Gedichte ist das am 30. April geschriebene « Ein Lied vom Tode » (109). Hier schlaegt der Dichter wieder die alten Toene an, geisselt die Halbheit des gefuehrten Kampfes; er fordert darin auf, in bewusster, konsequenter Weise den eingeschlagenen Weg fortzusetzen und die Revolution mit der Republik als Ziel zu machen. Aber das heldenmuetige Kaempfen der Wiener und Berliner in den Maerztagen verdient trotzdem Lob; und besonders spendet es der Dichter den Gefallenen jener Tage, den Tapferen an Donau und Spree. Ehrend gedenkt Freiligrath der gefallenen Unabhaengigkeitskaempfer von Schleswig-Holstein, der Aufstaendischen des Badischen Heckerputsches.

Doch man zaehlt nicht mehr 1830; eine Revolution, wenn auch eine matte, war gemacht worden, und darum:

« ... wir schreiben jetz Achtundvierzig, ihr Herrn.
Und das Wetter ist da und ihr haltet's nicht auf.
Und wie ihr euch stellen moeg't und sperr'n:
Es nivelliert bis zu euch herauf ».
Wolken auf Wolken und Strahl auf Strahl,
Und der Donner kracht und das Echo gellt:
Der Odem Gottes wieder einmal
Reinigt die faul gewordene Welt.

Und darum kaempft weiter, ruft der Dichter seinen Landsleuten zu, Hindernisse sollen euch in eurem Vorwaertsschreiten nicht zurueckhalten; kaempft und siegt,

Bis die Sonne folgt auf das Morgenrot,

bis das Ziel, die Schaffung der Republik, erreicht ist.

Hatte Freiligrath erst die ohne eigentliche praktische Folgen gebliebene Revolution miterleben muessen, um der Regierung entgegenzuhalten, dass trotz des momentanen Misserfolges die revolutionaere Bewegung weiter an Boden gewinnen wird, so fand Herwegh schon Jahre vorher, in dem Gedicht « Auch dies gehoert dem Koenig », jene warnenden Toene, die den schliesslichen Ausbruch der im Volke gaerenden Unzufriendenheit voraussagten:

Doch glaubt nicht, dass der Staub am Boden bleibt.
Es kommt ein Tag, da wird euch Fuersten grauen—
Es kommt ein Sturm, der ihn nach oben treibt.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die bis nun besprochenen, im « Ça ira » und in den « Neueren politischen und sozialen Gedichten » zusammengefassten Stuecke, so finden wir, dass etwas Wesentliches sie von denen des « Glaubensbekenntnisses » unterscheidet: Das Neue in ihnen ist, dass der Dichter sich von der Vergangenheit und all dem ihm literarisch Anhaftenden freigemacht hat. Das nationale Moment ist ganz zurueckgetreten, um dem revolutionaeren Gedanken Platz zu machen. Voller Hoffnung auf eine

siegreiche Durchfuehrung des begonnenen Kampfes sind all diese Verse; in ihnen offenbart sich der nun ganz dem Volke zugehoerende Dichter Freiligrath, der in dem « Glaubensbekenntnis » nur erst andeuten konnte, welche Rolle er innerhalb der liberalen und spaeteren revolutionaeren Bewegung spielen wuerde. Sein politisches Ideal, ein guter Koenig ueber einem « guten » Volk, hat er aufgegeben. Eine wesentliche Aenderung und Besserung der bestehenden Zustaende erwartet er jetzt ausschliesslich von einer Volksherrschaft.

Und um dieses Ziel zu erreichen, liess er sein Wort erschallen, in Versen des Hoffens und Vertrauens, um dann nachher, in nicht weniger maechtigen und erhabenen Strophen, Toene des Bedauerns und der Klage ueber das so kuemmerliche Ergebnis all der Bestrebungen und gefuehrten Kaempfe zu finden. Und in diesen letzten, nun folgenden Gedichten ist es, aus denen die Enttaeuschung, aber auch noch eine letzte Hoffnung auf eine spaetere, siegreiche Durchfuehrung der Revolution spricht, wo sich Freiligrath zur vollen Groesse seiner dichterischen Gestaltungskraft erhebt.

KAPITEL IV.

Nachdem Freiligrath schon am 8. April an Buchner geschrieben hatte: « Ich komme nach Deutschland zurueck, um nach Kraeften an ihren weiteren Kaempfen und Entwicklungen in naechster Naehe teilzunehmen: gleich geruestet auf Pressprozesse, wie auf weitere Barrikaden und wahrscheinliche russische Wachtfeuer », war sein Aufenthalt in London nur noch eine Frage von Tagen. Wohl befriedigte ihn nicht so recht die Entwicklung der Dinge in der Heimat, aber ganz abseits wollte er auch nicht stehen, und nachdem er alles, was ihn an die englische Metropole band, « geloest und geordnet » hatte, ging er Anfang Mai in die Heimat zurueck. Er war sich dabei durchaus bewusst, dass die Entwicklung der Geschehnisse in Deutschland noch nicht abgeschlossen sei, und dass er nicht zurueckgehe, um « Errungenschaften, sondern um gewisse neue Kaempfe zu teilen. » (110)

Obwohl bei dem Dichter urspruenglich die Absicht bestanden hatte, wie er sie auch an Auerbach mitteilt, sich in Frankfurt einen neuen Wohnsitz zu schaffen, aenderte er doch im letzten Augenblick seinen Plan und ging nach Duesseldorf, das ihm aus den frueher am Rhein verlebten Tagen manch angenehme Erinnerung bot. Und es war nicht mehr als natuer-

lich, dass sich Freiligrath, der sich doch schon in seinen juengsten Londoner Gedichten als absoluter Anhaenger der Revolution gezeigt hatte, sich nun hier ganz der revolutionaeren Bewegung anschloss, deren Wortfuehrer er noch im Exil gewesen. Und mit leidenschaftlichem Eifer warf er sich hier in die hochgehenden Wogen der Zeit, aber nicht als Redner, wie Buchner es bemerkt (111); denn in fortreissenden Worten voll gluehender Begeisterung Menschenmassen aufhorchen zu lassen, diese Gabe besass er sicht, der im Freundeskreis lebhaft und durchaus nicht wortscheu sein konnte. Auch Parteifuehrer wollte und konnte er nicht sein; wirken wollte er in der Heimat nur durch die Kraft seiner Persoenlichkeit, durch sein weithin erschallendes Wort und durch die Gewalt seiner maechtigen poetischen Beredsamkeit.

In allen groesseren und auch vielen kleineren Staedten hatten sich damals demokratische Clubs gebildet. Und auch Freiligrath schloss sich diesem « Volksclub » in Duesseldorf an, dessen Programm gleichsam Fortsetzung der Revolution, Schaffung eines geeinten Deutschland als Republik war. Der Sache, die er vertrat, wollte Freiligrath dienen mit der « ganzen Wucht seines poetischen Empfindens und Schaffens, mit der Autoritaet und werbenden Kraft seines Namens. » Dazu sollte er dann im Juni Gelegenheit haben, als er am ersten demokratischen Kongress in Frankfurt als Abgeordneter teilnahm. Durch die « Autoritaet und werbende Kraft seines Namens » wurde der Dichter auch in mehrere Kommissionen gewaehlt, was ihn aber nicht hinderte, sich recht abfaellig ueber den Gang der Verhandlungen zu aeussern, die ihm im uebrigen aber zeigten, und damit mag er sich vielleicht einer Selbsttaeuschung hinge-

geben haben, dass die Idee der Republik doch recht zahlreich im Volk verankert sei und ihr endgueltiger Sieg ausser Frage stehe. Ueber den Kongress selbst schreibt er am 15. Juni an seine Gattin: « Leider sind die Leute nicht alle so durchaus von einer Couleur, wie ich erwartete; die Abstufungen und Schattierungen machen sich manchmal sehr bemerklich und hemmen den Gang unserer Verhandlungen nur allzuoft aufs Allerekelhafteste. » Bedingt durch die Tagungen der einzelnen Nationalversammlungen, bildeten jene ersten Wochen in Duesseldorf bei Freiligrath einen Uebergang; um sein Wort weiterhin erschallen zu lassen, musste er Resultate abwarten; in jenen Tagen musste der Dichter schweigen, um nicht durch ein allzu mutig hingeworfenes Wort etwas noch im Entstehen Begriffenes zu zerstoeren.

Das einzige damals entstandene Gedicht ist eine Variante auf das bereits bearbeitete Burnsche « Trotz alledem », (112) der Freiligrath denselben Titel gab. Wohl fuehlte er damals schon, dass die nicht vollstaendig ausgenutzten Moeglichkeiten des 18. Maerz den noch zu fuehrenden Kampf aeusserst schwierig gestalten wuerden. Sollten aber die heldenmuetigen Kaempfer auf den Barrikaden umsonst gefallen, der Widerstand des Volkes schon so frueh gebrochen sein? Allerorten machte sich nun die Reaktion bemerkbar, drei Monate nach den Ereignissen in Wien und Berlin, nach Geschehnissen, die zu anderen Ergebnissen haetten fuehren muessen und koennen.

Nun aber, da es Blueten schneit,

da das Volk darangeht, den mageren Erfolg praktisch auszuwerten,

Nun ist es kalt, trotz alledem.
Ein schnoeder, scharfer Winterwind
Durchfroestelt uns trotz alledem.

Fast resigniert, zweifelnd an dem Gelingen des Werkes klingt es, wenn der Dichter die Bourgeoisie als Stuetze der Monarchie anklagt, jene Bourgeoisie, durch die es allein nur moeglich ist, dass der Thron noch unversehrt geblieben. Noch nie bis dahin hatte Freiligrath das Buergertum, zu dem er ja doch auch gehoerte, so angegriffen; ein Zeichen dafuer, dass er nun wieder vollkommen « links » stand, nachdem er in seinen ersten revolutionaeren Gedichten nur in die allgemeine Begeisterung ueber das politische Ereignis der Revolution, die in Wirklichkeit keine war, miteingestimmt hatte. Dieser durch die Bourgeoisie gestuetzte Thron,

> Er steht noch, und er hudelt uns,
> Wie frueher fast, trotz alledem.

Dem Volk sind durch das Einsetzen der Reaktion gleichsam die Waffen des Sieges aus der Hand genommen und die erhobenen Forderungen werden *ad acta* gelegt. Moegen die Gegner der Demokratie eifrig am Werk sein, trotz Dummheit und List aber wird der republikanische Gedanke und mit ihm die Menschlichkeit am Ende doch den Sieg davontragen.

Wohl kann eine Institution, die nur « vertritt was zerfaellt », deren Leiter auch nur eine Kaste innerhalb des Volkes bilden, das siegreiche Fortschreiten der Republik hemmen, aber aufhalten kann sie sie auf die Dauer doch nicht, eine Bewegung, die vom Volke getragen wird, und

> Wir sind das Volk, die Menschheit wir,
> Sind ewig drum trotz alledem.

Die einzige Strophe in diesem Gedicht, die einen agressiven Charakter traegt, da sie sich direkt gegen ein Mitglied des Koenigshauses, den spaeteren Kaiser Wilhelm I. richtet, ist « der Pressefreiheit des neuen

deutschen Reiches zum Opfer gefallen » und findet sich nach Guddes Angabe nur in der Originalausgabe der « Neueren politischen und sozialen Gedichte » und in der New Yorker Ausgabe von Freiligraths Gedichten (1858). Underberg zitiert sie in ihrer « Dichtung der ersten deutschen Revolution » auf Seite 309:

Und ob der Prinz zurueck auch kehrt
Mit hurra hoch und alledem:
Sein Schwert ist ein zerbrochen Schwert,
Ein ehrlos Schwert, trotz alledem.
Der Meinung Acht, trotz alledem,
Die brach den Degen ihm entzwei,
Vor Gott und Welt, trotz alledem.

Aber alle diese Beteuerungen vermoegen doch nicht zu verdecken, dass eine ziemliche Entmutigung sich des Dichters bemaechtigt hat. Jene Entmutigung, wie sie in den 1849 entstandenen Gedichten zu Tage tritt, nimmt hier ihren Anfang. — Es sind nur mehr noch Verse der Klage und der Trauer, Strophen voller Erhabenheit und Groesse, doch bar jeglichen wirklichen Kampfcharakters, die Freiligrath dem Volke als Ansporn und Ermutigung geben kann. — Kurze Zeit, nachdem Freiligrath nach Deutschland zurueckgekehrt war, begann unter der Leitung seines Freundes Karl Marx die « Neue Rheinische Zeitung » in Koeln als unabhaengiges Organ der radikalen Demokraten zu erscheinen. Die Persoenlichkeit eines Karl Marx laesst es als sicher gelten, dass dieses Blatt die Republik unter den Farben schwarz-rot-gold nur anstrebte, um in ihrem Rahmen zur Schaffung der Republik des Proletariats, der roten Republik, beizutragen. All diejenigen, die eine Republik erstrebten, hatten eingesehen, dass sie fuer ihre Sache von den Nationalversammlungen in Frankfurt und Berlin nicht viel zu erwarten hatten, nachdem schon Freiligrath in dem Brief an seine Gattin von den Schwierigkeiten der

Verhandlungen gesprochen hatte. Wohl waren sich diese Kreise klar, dass ihnen eine Verfassung, wie sie von ihnen erstrebt wurde, nur die Republik gewaehren konnte, aber gleichzeitig mussten sie auch erkennen, dass sie im Augenblick noch recht weit von der Verwirklichung ihrer Plaene entfernt waren. Eine Unzufriedenheit begann sich im Volke zu verbreiten, und man fuehlte nun allgemein, dass man mit truegerischen Hoffnungen gelebt hatte. Es kann deshalb nicht wundernehmen, dass die Stimmung eine aeusserst kritische war und es nur geringfuegiger Anlaesse bedurfte, um neue, « unliebsame » Zwischenfaelle eintreten zu lassen. So gerieten die Berliner Radikalen noch einmal in « Revolutionsstimmung », als die preussische Nationalversammlung sich mit geringer Stimmenmehrheit weigerte, denen ihre Anerkennung und Sympathie auszusprechen, die am 18. Maerz auf den Barrikaden der Sache des Volkes ihr Leben geopfert hatten. Empoert ueber diesen Beschluss der Delegierten, stuermte ein Volkshaufe das Zeughaus; aber den Truppen gelang es bald, sie zurueckzuschlagen. Und wie weit die Reaktion damals schon wieder an Boden gewonnen hatte, beweist wohl am besten die Tatsache, dass die Regierung es wagen durfte, wenige Tage spaeter zu erklaeren, dass es Gesindel und Diebe gewesen waren, die das Zeughaus gestuermt hatten. (113)

Freiligrath empfand es schmerzlich, so kurze Zeit nach dem 18. Maerz die Sache des Rechts und der Freiheit wieder bekaempft und unterdrueckt zu sehen, und in ueberzeugender Weise gibt er diesem Fuehlen, diesem ehrlich empfundenen Schmerz ueber die somit unnuetz gefallenen Helden der Barrikaden Ausdruck in dem Gedicht « Die Toten an die Lebenden » (114),

einem der gewaltigsten und erhabensten Revolutionsgesaenge.

Die Erinnerung an die Maerzgefallenen wachrufend, versucht hier der Dichter noch einmal in leidenschaftlichen Worten, die die Masse vom schliesslichen Sieg der Freiheit, wie er sie versteht, ueberzeugen sollen, Stimmung und Begeisterung fuer die Revolution zu entfachen, die er noch nicht fuer tot erklaert. In der ungeheuer ergreifenden Mahnrede dieser Toten an die Lebenden laesst der Dichter in heroidischer Form, die man in einigen seiner frueheren Gedichte schon findet, die Toten der Barrikadenkaempfer vom 18. Maerz zu den Lebenden sprechen. In duesteren, ergreifenden Worten berichten sie von ihrem Kampfe, fluchen dem Koenig, « der zu toeten sie befahl », dass er niemals Ruhe finden moege, ewig geschreckt und verfolgt von dem Geist der Toten. Und weiter berichten die Toten den Lebenden von jener menschlich ergreifenden und erschuetternden Szene, wie, nachdem das Militaer, das auf das Volk geschossen, Berlin verlassen hatte, der koerperlich und seelisch gebrochene « Romantiker auf dem Thron » gezwungen wurde, die 187 Leichen am 22. Maerz auf dem Schlosshof zu gruessen:

« Herunter ». - Und er kam gewankt - gewankt an unser Bette.
« Hut ab » - Er zog - er neigte sich. (So sank zur Marionette,
Der erst ein Komoediante war) - bleich stand er und beklommen.
Das Heer indes verliess die Stadt, die sterbend wir genommen.

In dem Bewusstsein, dass ihr Tod kein unnuetzer gewesen sei, und dass sie dazu beigetragen haben, eine neue, bessere Zeit heraufzufuehren, liessen sie sich der Erde zurueckgeben. Aber schon hald mussten sie erkennen, dass sie sich getaeuscht hatten:

... vier Monden erst vergangen,
Und alles feig durch euch verscherzt, was trotzig wir errangen.
Was unser Tod euch zugewandt ,verlottert und verloren -
O, alles, alles hoerten wir mit leisen Geisterohren.

Und die Toten rufen den Lebenden die juengsten Handlungen der Reaktion ins Gedaechtnis zurueck, sprechen von der Unterdrueckung der Unabhaengigkeitsbestrebungen in Preussisch-Polen, von der Wiederkehr des Prinzen Wilhelm, von der Schmach zu Mainz und dem Entwaffnen der Buergerwehr in den anderen Staedten, erzaehlen von dem heldenmuetigen Kampf der Pariser Arbeiterschaft und der durch die Wahl des Erzherzogs Johann dem Volk angetanen Schmach. Mag die Reaktion nur fortschreiten; aber der Grimm und die Unzufriedenheit leben im Volke weiter fort und werden dereinst doch wieder zum Ausbruch kommen und es dann ermoeglichen, das von den Barrikadenkaempfern begonnene Werk fortzusetzen. Und dieser Grimm, der rote Grimm,

Er blieb euch, ja, und er erwacht - er wird und muss erwachen.
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen.
Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmaechtig;
Gehobnen Armes, weh'nden Haars dasteht er wild und praechtig.

Und wieder werden Barrikaden errichtet werden, und stolz wird die rote Fahne als Zeichen der Freiheit und des Sieges auf ihnen wehen. Der Buergerwehr und selbst dem Heere wird dieses Panier im Kampf vorausfliegen, und unter seinem Zeichen werden die Throne in Flammen aufgehen, wird das Volk die Fuersten vertreiben:

Und seine Zukunft bildet selbst das Volk, das souveraene.

Und darum harret aus, hofft und lasst den Mut nicht sinken!—sprechen die Toten noch einmal zu den Le-

benden. Steht geruestet und seid bereit, kaempft und nutzt die sich euch bietenden Gelegenheiten aus:

... o schaffet, dass die Erde,
Darin wir liegen strack und starr, ganz eine freie werde.
Dass fuerder der Gedanke nicht uns stoeren kann im Schlafen:
Sie waren frei: doch wieder jetzt - und ewig - sind sie Sklaven.

Mit Recht ist dieses Gedicht als die groesste aller Freiligrathschen revolutionaeren Dichtungen anerkannt worden, und der Dichter hat es darin geschickt verstanden, Aktualitaet und Pathos zu verbinden.

Seiner damaligen politischen Gesinnung folgend, trat Freiligrath im Herbst dem unter Karl Marx' geistiger Fuehrung stehenden Bund der Kommunisten bei, der am Rhein eine betraechtliche Anhaengerschaft hatte. Wir duerfen mit Bestimmtheit annehmen, dass sich der Dichter nicht aus geistiger Erkenntnis der Partei angeschlossen hatte, der als Mitglied anzugehoeren mancherlei Gefahren in sich barg. Bedingt durch die mehr gefuehls- als verstandesmaessige Verbundenheit Freiligraths mit der revolutionaeren Bewegung, wie ueberhaupt das charakteristische Merkmal Freiligrathscher Poesie das Gefuehl ist, glaubte sich der Dichter hier Menschen anschliessen zu muessen, mit denen er in weniger sturmbewegten Zeiten nie in Beziehung getreten waere. Denn Freiligrath war nicht Politiker, war nicht Soziologe und « hatte nie einen philosophischen Kursus mitgemacht », um die von Marx vertretenen Ideen ganz in sich aufnehmen zu koennen. Der von der revolutionaeren Bewegung ergriffene Dichter hoffte in diesem Kreis das zu finden, was seinem tiefen, sozialen Mitgefuehl eine feste Grundlage gab fuer eine Reform des sozialen Lebens. Hinzu kam, dass er erkannt hatte, dass das deutsche Buergertum, das er schon in « Trotz alle-

dem » als die Stuetze des Thrones, als reaktionaeres Element gezeigt hatte, durch seine Zersplitterung und seine Engherzigkeit nicht in der Lage war, seine politischen Ideale und Bestrebungen zu realisieren. Die neue Gruppe, der er sich angeschlossen hatte, bei ihr fand er, wie das bei einer jungen Partei stets der Fall sein wird, ruecksichtslose Tatkraft und kuehnes Vorwaertsstreben. Und diese beiden Forderungen glaubte damals Freiligrath an eine revolutionaere Gruppe stellen zu muessen, und mit Herz und Seele war er deshalb bei dem Bunde, dem er bis zu seiner Aufloesung angehoerte.

Die Reaktion gegen das Gedicht « Die Toten an die Lebenden » blieb nicht aus : Schon am 4. August wurde ein Antrag auf Beschlagnahme der gedruckten Exemplare und Vorfuehrung des Dichters gestellt. Das zustaendige Landgericht wies aber den Antrag mit der Begruendung zurueck, dass kein Grund zur Einleitung einer Untersuchung vorliege. Aber auf hoeheren Befehl des Generalprokurators des Rheinischen Appellationsgerichtshofes wurde gegen Freiligrath dann doch die Anklage erhoben, « die Buerger aufgereizt zu haben, sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die bestehende Staatsverfassung umzustuerzen ». Jedoch erst nach einigen Wochen wurde der Dichter vor den Untersuchungsrichter geladen. Gleich nach der Aussage wurde Freiligrath dann verhaftet. Den ganzen Monat September brachte er in Untersuchungshaft zu, die ihm gegenueber jedoch recht mild zur Anwendung kam. Endlich am 3. Oktober erschien der Dichter vor dem Geschworenengericht. Die Rolle, die er waehrend der Verhandlung spielte, war durchaus keine ruehmliche. Anstatt offen und ehrlich sich zu seinem Werk zu bekennen und

eine eventuelle Bestrafung auf sich zu nehmen, glaubte er erst lange Erklaerungen abgeben zu muessen: Wohl habe er die Absicht gehabt, gegen die Reaktion zu arbeiten, aber «nur durch moralische Einwirkung.» Aber Freiligrath ging noch weiter; anstatt die Konsequenzen aus seinem Handeln zu ziehen und so moeglicherweise einige Wochen Festung einzustecken, erklaerte er, was die Form des Gedichtes anbelange, so moege ihm beim Niederschreiben desselben der Pegasus durchgegangen sein, es sei dies nichts als poetische Lizenz. Als der Anklageakt verlesen wurde, erklaerte er, die darin hervorgehobenen Stellen seien als « Prophezeiung oder bildlich aufzufassen. Es sei in die Zukunft gewiesen. So lange wartet, habe er sagen wollen, bis die Stunde schlaegt, bis die historische Notwendigkeit ein Freiwerden herbeifuehrt; das sei der ganze Kommentar des Gedichtes. Er habe zu einem Kampfe aufgefordert, aber zu einem moralischen, habe unter dem Kriege nicht die physische Gewalt, sondern die moralischen Waffen verstanden. » (115)

Es muss einmal gesagt werden, dass diese in einer inneren Verlogenheit abgegebenen Erklaerungen des Dichters durchaus im Widerspruch zu seinem sonstigen Verhalten stehen. Und Freiligrath mag es sich wohl spaeter selbst nicht zur Ehre angerechnet haben, und besonders nach den nach erfolgter Freisprechung ihm erwiesenen Sympathiebezeugungen, sich so unruehmlich vor den Geschworenen benommen zu haben, indem er seine wahren Gefuehle und seine wirkliche Gesinnung aus Furcht vor einer eventuellen Strafe geleugnet hatte und so zum Verraeter seines eigenen Ich geworden war. Eine Luecke klafft hier gleichsam zwischen Theorie und Praxis, zwischen dem

in den Gedichten geforderten und dem im Leben gezeigten Kaempfertum des Dichters.

Nach der Verhandlung, der man sogar in Frankreich, England und Amerika Interesse entgegenbrachte, hatte die Popularitaet Freiligraths ihren Gipfel erreicht. Die Wohnung des Dichters wurde zu einem Wallfahrtsort; jeder wollte dem «aufrechten Manne» die Hand schuetteln, ihm bekunden, wie man mit ihm waehrend seiner Haft « mitgelitten ». Und Freiligrath leider gefiel sich in dieser Pose als « Maertyrer », in dieser Rolle als « Held », die er so schlecht gespielt hatte.

Nachdem in Koeln Ende September das Erscheinen der « Neuen Rheinischen Zeitung » waehrend eines Belagerungszustandes verboten worden war und gegen einen Teil ihrer Redakteure Verfahren anhaengig gemacht wurden, begann sie am 11. Oktober wieder zu erscheinen, wobei sie die Mitteilung brachte, dass von diesem Tage an Freiligrath mit zu der Redaktion des Blattes gehoere. Bald nach seiner Freisprechung siedelte der Dichter dann auf Einladung Marx' auch nach Koeln ueber, wobei an eine aktive, fruchtbare Mitarbeit des Dichters kaum gedacht war, sondern nur, in richtiger Erwaegung die augenblickliche Popularitaet Freiligraths ausnutzend, der Name des beruehmten Mannes als Zugmittel fuer das Blatt dienen sollte. In seiner Gutmuetigkeit und in dem Bestreben, dadurch der vertretenen Sache vielleicht nuetzlich zu sein, nahm Freiligrath das Angebot Marx' an, und die Tatsache, dass der Dichter sich nur mit gelegentlichen Beitraegen an der Mitarbeit beteiligte, laesst Bessons Behauptung « afin d'avoir à sa disposition un organe par où il pût parler au peuple, notre poète se décida à accepter une place de rédacteur de

la « Nouvelle Gazette Rhénane », als unwahrscheinlich erachten. Ich bin gleich Buchner der Ansicht, dass es fuer Freiligrath ein Opfer bedeutete, gegen seine Neigung Zeitungsredakteur zu werden, aber er brachte dieses Opfer gern seinem Freunde Marx und der Partei, deren Ideen er vertrat. Dass dieses Opfer aber faktisch nicht gross war, und ihm in seiner Eigenschaft als « Redakteur » alle Freiheiten gelassen, d. h. dass er zu keiner regelmaessigen Mitarbeit herangezogen wurde, liess ihn den Aufenthalt in Koeln als recht ertraeglich ansehen. Auffaellig erscheint nur, dass all die in jenen Tagen entstandenen Gedichte revolutionaer sind und keinerlei sozialistisch-kommunistische Gedanken zum Ausdruck bringen. Gudde (116) sucht die Erklaerung dessen in der Haltung der der am linken Fluegel der demokratischen Bewegung stehenden « Neuen Rheinischen Zeitung » zu finden. Diese kaempfte fuer die Verwirklichung der Republik, um in deren Rahmen dann fuer den Kommunismus eintreten zu koennen. — Ich bin jedoch der Ansicht, dass diese Gedichte durchaus nicht im Hinblick auf ihre Verwendungsmoeglichkeit in dem betreffenden Blatte geschrieben wurden. Freiligrath duerfte vielmehr eingesehen haben, dass es ein Unding ist, fuer sozialistisch-kommunistische Ideen zu kaempfen und sie verwirklicht zu sehen, bevor durch die Revolution die Republik geschaffen ist. Und hier wirkt sich der Einfluss Marx' nun schon so weit aus, dass er sie durchaus nicht als die endgueltige Staatsform ansieht, sondern nur als die, « innerhalb deren die Sozialreform am freiesten und umfassendsten zu bewerkstelligen sein wird. (117)

Waehrend Freiligraths « Journalistenzeit » war am 3. November das dumpf und verhalten klingende,

darum aber nicht weniger wirkungsvolle « Wien » (118) entstanden, in dem Freiligrath noch einmal dazu aufruft, die reaktionaere, gegenrevolutionaere Bewegung zu ueberwinden, zunaechst im eigenen Lande, denn erst dann wird es moeglich sein, auch das oesterreichische Volk zur Freiheit zu fuehren.

In Wien hatte sich im Sommer und Herbst 1848 die Situation mehr und mehr zugespitzt. Als Truppen zur Unterstuetzung Jellachichs nach Ungarn entsandt werden sollten, machte sich dagegen ein Widerstand geltend und die Radikalen bemaechtigten sich am 6. Oktober Wiens. Der Kaiser floh nach Olmuetz. Aber nicht lange blieben die Radikalen Herren der Stadt. Am 26. Oktober griffen die Regierungstruppen die Stadt an, die sich dann 4 Tage spaeter auf Gnade oder Ungnade ergeben musste. Mehrere der radikalen Fuehrer wurden vors Kriegsgericht gestellt und standrechtlich erschossen. Und daran knuepft der Dichter an, wenn er in dem Gedicht sagt:

Wenn wir noch knien koennten, wir laegen auf den Knien,
Wenn wir noch beten koennten, wir beteten fuer Wien.
Doch lange schon verlernten wir Kniefall und Gebet.
Der Mann ist uns der beste, der grad' und aufrecht steht.
Die Hand ist uns die liebste, die Schwert und Lanze schwingt,
Der Mund ist uns der frommste, der Schlachtgesaenge singt.

Neue, entscheidende Zeiten erfordern mannhaftes entscheidendes Tun. Unnuetz alles Flehen und Winseln,

Heut ballt man nur die Haende, man faltet sie nicht mehr;

nur Taten koennen noch Entscheidungen und den schliesslichen Erfolg herbeifuehren. Aber

Nicht dorthin, ernster Norden, gewaffnet sollst du ziehn.
Nich dorthin sollst du pilgern zur Hilfe, zum Entsatz.
Allwaerts, um Wien zu retten, stehst du an deinem Platz.

Am 16. November entstand das in seiner Gesamt-

wirkung trotz einiger Maengel wirkungsvolle Gedicht « Blum », (119) ein tiefempfundener Nachruf auf den tapferen Streiter fuer die Demokratie und damit fuer Freiheit und Recht. In diesen Strophen ist es, wo uns Freiligrath als der der grossen, erhabenen allegorischen Figuren maechtige Dichter entgegentritt; der Rhythmus dieser Verse ist von einer majestaetischen Weite und wirkt auf uns mit elementarer Wucht.

Im Auftrag der saechsischen Demokraten, deren Fuehrer er gewesen, war Blum im September mit einer Zustimmungsadresse nach Wien geschickt worden. Von den Ereignissen fortgerissen, beteiligte er sich an den Barrikadenkaempfen. Aber schon am 21. Oktober hatte er seinen Austritt aus dem Wiener « Elitekorps » erklaert und sich an weiteren Kaempfen nicht mehr beteiligt. Als er nach der Einnahme der Stadt durch die Truppen am 3. November nach Frankfurt zurueckkehren wollte, wurde er verhaftet und trotz Berufung auf seine Immunitaet als Mitglied des Frankfurter Parlaments vor ein Kriegsgericht gestellt und am 9. November auf der Brigittenau bei Wien erschossen. (120)

Zur Gedaechtnisfeier in Koeln, der Geburtsstadt Robert Blums, hatte Freiligrath nun die Klage ueber den Verlust eines Fuehrers, wie ihn die Demokraten nicht oft aufzuweisen hatten, angestimmt. Und das Grablied dieses Rheinlaenders—

Das ganze schmerzbewegte Koeln singt es mit festem Tone...
Es spricht: « Du, deren Schoss ihn trug, bleib still auf deiner Kammer.
Auch ich bin seine Mutter, Weib. Ich und noch eine Hohe,
Ich und die Revolution, die grimme, lichterlohe.
Bleib du daheim mit deinem Schmerz. Wir wahren seine Ehre—
Des Robert Requiem singt Koeln, das revolutionaere.

Aber nicht umsonst soll Blum gefallen sein, hingestreckt von Henkern auf dem Boden Wiens. Und mit-

ten durch den Sturm und das Gebraus der Orgeltoene hoert der Dichter ein Geraune:

Du, rechte mit der Stunde nicht. Die Orgel wird Posaune.
Es werden, die du singen siehst, das Schwert in Haenden tragen—
Denn nichts als Kampf und wieder Kampf entringt sich diesen Tagen.

Und aufstehen wird die Raecherin, um den Mord an diesem Wackeren, der die Sache des Volkes wuerdig vertrat, zu suehnen:

Dann wird ein ander Requiem den toten Opfern klingen—
Du rufst sie nicht, die Raecherin, doch wird die Zeit sie bringen.
Weh allen, denen schuldlos Blut klebt an den Henkerhaenden.

Damit gibt Freiligrath nun deutlich zu verstehen, dass fuer den Augenblick an das Kommen der Raecherin « Revolution » nicht mehr zu denken ist, und dass nur die Zeit, bei voller Auswirkung der Dinge, eine Aenderung der bestehenden Zustaende herbeifuehren kann.

Unter diesen Umstaenden war es verstaendlich, dass der Dichter dem Volke nichts Bedeutendes mehr zu sagen hatte und deshalb bewusst schwieg. In jenen Tagen entstand neben der Uebersetzung nach Delphine Gay de Girardins « 24. Juni bis 24. November » noch das Gedicht « Reveille », geschrieben fuer die Revolutionsfeier auf dem Guerzenich zu Koeln. In schwachen Versen, denen die innere ueberzeugende Kraft schon fehlt, fordert es zum Weiterkaempfen auf, um den Sieg, an den Freiligrath aber selbst nicht mehr recht glaubt, herbeifuehren zu helfen. — Zu Sylvester 1848 erscheint dann seine Verherrlichung Ungarns, des Landes, das den Kampf fuer Freiheit und Unabhaengigkeit noch einmal aufgenommen hatte und auf das der Dichter seine letzte Hoffnung auf Durchfuehrung der revolutionaeren Bestrebungen

setzte. Die Ungarn, die im Maerz 1848 von der Regierung in Wien in ihren demokratischen und nationalen Forderungen befriedigt worden waren, sahen die kaiserlichen Truppen von neuem in ihr Land einruecken. Darauf erhoben sich jene und griffen zu den Waffen. Raab wurde besetzt und Windischgraetz kuendigte von hier aus an, dass jeder, der den Aufstaendischen Vorschub leisten wuerde, gehaengt werden sollte. Die Ungarn wurden gefuehrt von Ludwig Kossuth, dem Haupt der Opposition im Ungarischen Landtag zu Pressburg, wo er am 1. Maerz 1848 die « Taufrede der Revolution » hielt. Deutlich formulierte er die Forderungen; er verlangte eine liberale Verfassung nicht nur fuer Ungarn, sondern auch fuer alle anderen Laender Oesterreichs. (121)

Und Freiligrath, fern des Kampfes, aber stark an ihm interessiert, ruft den Westen auf, dieses Ungarn zum Vorbild zu nehmen, das noch einmal den Kampf fuer Freiheit und Unabhaengigkeit aufgenommen hat, von dessen Ausgang die Entwicklung aller weiteren revolutionaeren Bestrebungen in starkem Masse abhaengig sein wird. Der Dichter lobt die tapferen Magyaren und wendet sich dann an sein Volk:

Seht her doch ihr, nach Westen.
Ein Volk noch in der Welt,
Das trotzig mit der festen
Stahland am Aufruhr haelt.
Im fernen, wuesten Osten,
Der Freiheit Aussenposten,
Die schlagen jetzt die Schlacht,
Die, heiss zurueck sich waelzend,
Jedwede Fessel schmelzend,
Auch euch zu Freien macht.

Aber nicht nur Menschen ist der Kampf von der Reaktion angesagt; auch die Presse wird befehdet und es gibt geistige Opfer. So sollte auch die « Neue Rheinische Zeitung », an der nach aussen hin Freilig-

rath als « Redaktionsmitglied » mitarbeitete, mit dem Erstarken der Reaktion und ihrem endgueltigen Siege sich keines langen Bestehens mehr erfreuen. Die einzelnen Regierungen hatten bald ueberall die Oberhand bekommen und Ruhe und Ordnung, wie sie sie verstanden, im Lande wieder hergestellt. Nur in Baden und in der Pfalz flackerte noch einmal das Feuer der Revolution auf, aber mit Hilfe der preussischen Truppen war es bald geloescht worden: Die Reaktion hatte endgueltig gesiegt. Um nun auch noch sich aller « gefaehrlichen » Elemente zu entledigen, verfuegte Preussen das Verbot der « Neuen Rheinischen Zeitung » und die Ausweisung ihres Hauptredakteurs Marx, nach aussenhin begruendet durch den in dem Blatt veroeffentlichten Aufruf zur organisierten Steuerverweigerung, die als letztes Mittel die Regierung zur Einfuehrung der von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen Verfassung zwingen sollte. (122)

Das grosse Revolutionsblatt, das von Anfang an finanziell nur ungenuegend fundiert war, musste sein Erscheinen einstellen. Aber sang- und klanglos wollte Marx vom Schauplatz doch nicht abtreten, und so erschien dann, in rotem Druck, die letzte Nummer am 19. Mai 1849 mit dem von Freiligrath geschriebenen « Abschiedswort der neuen Rheinischen Zeitung » (123) an der Spitze. Noch einmal erhebt sich Freiligrath in diesen Versen zur ganzen dichterischen Groesse, bekundet noch einmal seine ausserordentliche Gestaltungskraft, galt es doch gleichsam hier noch einen anderen, durch die Zeit bedingten Abschied zu nehmen, den des Dichters Freiligrath von der politischen Lyrik, nachdem er sehen musste, wie das letzte Fort der Radikalen, die « Neuen Rheinische

Zeitung », von der Reaktion genommen war. Edel und gross ist dieser Abschied des Revolutionsblattes; nicht in offener Schlacht ist es besiegt worden:

Aus dem Dunkel flog der toetende Schaft,
Aus dem Hinterhalt fielen die Streiche.

Bis zum letztmoeglichen Augenblick hat sie ihre Stellung verteidigt, und

Noch im Sterben rufend: « Die Rebellion »,
So bin ich mit Ehren erlegen.

Aber sie ist ueberzeugt, dass ihr Andenken bei den Getreuen fortleben und dass der einfache Mann aus dem Volke, und besonders er, da sie sich ja hauptsaechlich waehrend ihres Erscheinens an ihn gewandt hatte, sie stets, wo es gilt, verteidigen wird. Mit diesen ausgesprochenen Gedanken mag wohl Freiligrath an sein eigenes Schicksal gedacht haben; auch er glaubte sich der Hoffnung hingeben zu duerfen, vom Volk nicht gar zu schnell vergessen zu werden, von dem Volk, fuer das er Not und Entbehrungen auf sich genommen hatte, dem er Opfer gebracht, fuer das er gedarbt und gelitten.

Nun gilt es fuer unbestimmte Zeit Abschied zu nehmen, und zusammen mit der Zeitung schickt der Dichter diesen trotzig-stolzen Abschiedsgruss in die Welt hinaus:

Nun ade, nun ade, du kaempfende Welt,
Nun ade, doch nicht fuer immer ade.
Denn sie toeten den Geist nicht, ihr Brueder.
Bald richt ich mich rasselnd in die Hoeh'
Bald kehre ich reisiger wieder.

Aber noch ist die letzte Hoffnung nicht aufgegeben, und der Tag wird kommen, an dem der Kampf von neuem entbrennen, an dem das Volk nicht auf halbem Wege stehen bleiben wird, ruhmvoll zum Siege schreitend:

Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht,
In des Kampfes Wettern und Flammen,
Wenn das Volk sein letztes « Schuldig » spricht,
Dann stehn wir wieder zusammen.
Mit dem Wort, mit dem Schwert, an der Donau am Rhein—
Eine allzeit treue Gesellin
Wird dem Throne zerschmetternden Volke sein
Die Geaechtete, die Rebellin.

In den Gedichten, die in den Jahren 1848/1849 entstanden waren, hatte sich Freiligrath zum Wortfuehrer der Revolution aufgeschwungen, hatte sich mit Mut und Begeisterung fuer eine neue, ganze Revolution unter dem roten Banner eingesetzt. « Er war », sagt Buergers, « der Saenger der Revolution geworden, der neuen Revolution, wie sie damals die Koepfe und Herzen aller radikalen Demokraten und des groessten Teiles des Volkes bewegte. Seine poetische Kraft hatte sich gesteigert und gestaehlt. Es ist keine grosse Zahl von Gedichten, die dieser Periode angehoeren. Umso mehr hat der Genius sich darin zusammengefasst, verdichtet und verpanzert, wie es der ungeheure Kampf der Zeit erheischte. Ja, diese Gedichte sind rot nicht blos in der politischen Faerbung, sie sind mit dem Herzblut geschrieben; es wogt und wallt in ihnen die heisse Glut eines Herzens, das dem Vaterlande und der Menschheit schlaegt und seinen festen Glauben in einen grossen entscheidenden Sieg der Volkssache setzt. » (124)

Buchner glaubt im Hinblick auf das Gesamtschaffen des Dichters gleichsam entschuldigende Worte ueber den scharfen Ton dieser Gedichte sagen zu muessen, indem er betont, dass sich diese Dichtungen, « leidenschaftlich, aber edel und schoen », neben der in « nicht mehr fassbaren Ausdruecken sich ergiessenden Leidenschaftlichkeit » des Blattes, in dem Freiligrath seine Gedichte veroeffentlichte, wie eine « exo-

tische Purpurblume auf einem Distelfelde » ausnehmen. Aber dieser « Entschuldigung » bedarf es nicht, und es erscheint mir banal zu sagen, dass Freiligrath « eben das poetische, das ideale Moment an der Zeitung » vertrat. Ich bin vielmehr der Meinung, dass der Grund dafuer, dass Freiligraths Gedichte sich wie eine « Purpurblume auf einem Distelfelde » in der « Neuen Rheinischen Zeitung » ausnahmen, darin zu suchen ist, dass Freiligrath sich eben noch nicht zu der absoluten Umschichtung der soziologischen Verhaeltnisse, wie sie von Marx erstrebt wurde, durchgerungen hatte, sondern, eben als Poet, sich nur in gefuehlsmaessiger Leidenschaftlichkeit zu dem von Karl Marx bewusst systematisch und verstandesmaessig betriebenen Radikalismus aufschwingen konnte. Zudem konnte der Dichter die Ideen des Marxismus nicht so einfach in Poesie umsetzen, ohne Gefahr zu laufen, dabei gereimte Zeitungsartikel zu schreiben, die vielleicht schoene Worte gebracht, nicht aber den Kern der Sache getroffen haetten. Und Freiligrath war zu sehr Poet, um diese Gefahr nicht zu erkennen. Es bereitete ihm ein geistiges Unbehagen, «trockene», rationelle Gedanken, die er auch nicht ganz in sich aufnehmen konnte, in Verse zu kleiden, Ideengaenge zu entwickeln, zu denen er sich noch nicht ganz durchgerungen hatte und die ihm noch wenig vertraut waren.

Nach dem Verbot der « Neuen Rheinischen Zeitung » liefen in Koeln Geruechte, dass gegen die Redakteure des Blattes Haftbefehle erlassen werden sollten. In aller Stille trat Freiligrath deshalb Ende Mai 1849 eine Reise nach Holland an, um so einer Anklage wegen kommunistischer Umtriebe zu entgehen. Aber da er seinen Pass in Deutschland nicht hatte visieren

lassen, wurde ihm der Aufenthalt in den Niederlanden verweigert. Um neue Passungelegenheiten zu vermeiden, machte er dann, als Heizer verkleidet, die Rueckreise auf einem Dampfer, der ihn wieder bis nach Koeln fuehrte. Aber die Befuerchtungen des Dichters stellten sich als grundlos heraus. Man liess ihn sowie Buergers unbehelligt, waehrend die anderen Redakteure das Land verlassen mussten. Aber Freiligrath empfand doch recht deutlich, dass er von den Behoerden ueberwacht wurde und dass der Verkehr mit ihm fuer die Betreffenden nachteilig sein konnte; zudem musste er erkennen, dass die Reaktion nun an allen Orten « fest im Sattel sass ».

In jenen Tagen, in denen er zum Schweigen verurteilt war, bereitete der Dichter die Herausgabe der Sammlung « Zwischen den Garben » vor, die alle nichtpolitischen Gedichte enthielt, die seit der ersten Sammlung 1838 entstanden waren.

Der Aufenthalt in Koeln sollte dem Dichter mehr und mehr verleidet werden. Gesellschaftlich wurde er gemieden und die « bessere Gesellschaft » war eifrigst bestrebt, jedem Umgang mit ihm aus dem Wege zu gehen. Dazu gesellten sich noch haeusliche Sorgen, und schwere Krankheitsfaelle trafen die Familie. In jenen trueben Tagen, nachdem die an die Aufstaende in Ungarn und Baden geknuepften Hoffnungen auch zunichte geworden waren, dachte Freiligrath wieder an eine Uebersiedlung nach Amerika, der alten Einladung seiner dortigen Freunde Folge leistend. Viele seiner Kampfgenossen, die sich gleich ihm fuer die revolutionaere Bewegung eingesetzt, hatten Europa bereits verlassen, um sich jenseits des Meeres eine neue Heimat zu suchen, um freie Buerger eines freien Staates zu werden. So teilt der Dichter

am 27. August seinem Freunde Heinrich Zulauf mit: « Naechstes Fruehjahr gehe ich wahrscheinlich nach den Vereinigten Staaten. Nun Ungarn gefallen ist, bleibt kaum etwas anderes uebrig. »

Aber die Hoffnung auf ein siegreiches Durchfuehren des begonnenen Kampfes, auf einen schliesslichen Erfolg der Freiheitsbewegung, hatte Freiligrath doch nicht aufgegeben. So schreibt er am 21. Oktober 1849, anlaesslich des Wiedererscheinens des « Musenalmanachs », an die Weidmannsche Verlagsbuchhandlung: « Die Wasser werden wieder steigen—geschweige, dass sie schon verlaufen waeren. Das Gebraus der Fluten wird den Sang und Klang schon bald wieder uebertoenen, und der Musenkahn duerfte sich schwerlich als rettende Arche bewaehren. Immer besser indes mit zerrissenen Saiten im wilden, freudigen Sturm verstummen muessen, als zwischen den Blutlachen der Standrechtsmonarchie zahme Lieder klimpern. » (125) Und noch in den letzten Koelner Tagen, anlaesslich eines Wahlsieges der Sozialisten, schreibt Freiligrath an Hoffmann: « Wie hat denn der Wahlsieg der Sozialisten bei Euch eingeschlagen ? Donnerwetter, das war doch einmal ein Blitz, der in die Zukunft hineinleuchtete. Ja, es wird noch alles gut werden. Aber erst, wenn in Frankreich die rote Republik gesiegt hat, wie sie denn unfehlbar siegen wird. » (126)

Nachdem die « Neue Rheinsche Zeitung » eingegangen war und viele Freunde die Stadt verlassen hatten, zog Freiligrath dann im Juni 1850 von Koeln fort und liess sich in dem unweit Duesseldorf gelegenen Bilk nieder, wobei er den Gedanken, nach den Vereinigten Staaten zu gehen, doch noch nicht ganz aufgegeben hatte, wie das aus einem Brief an Hoff-

mann vom 10. Mai hervorgeht: « Ein Angenehmes bietet der Niederrhein zudem: man ist hier so dicht bei England und Amerika. Bei gewissen moeglichen Wendungen immer hoechst angenehm. » Vorerst fuehrte der Dichter hier ein ruhiges Leben, ohne am politischen Geschehen noch irgendwie aktiv teilzunehmen. In diesen Sommermonaten entstanden nur noch einige Gedichte, denen jedoch der wilde, revolutionaere Ton der frueheren Verse fehlt, da es der Dichter angesichts des siegreichen Fortschreitens der Reaktion fuer sinnlos hielt, weiter revolutionaere Kampflyrik zu schreiben.

Aber nur kurze Zeit sollte es Freiligrath vergoennt sein, ruhig und unbehelligt in Bilk zu leben. Im November 1850 erliess die Regierung, um sich auch dieses « laestigen Agitators » zu entledigen, gegen Freiligrath einen Ausweisungsbefehl. Eine Eingabe von seiten des Dichters unter Berufung auf seine preussische Staatsbuergerschaft blieb lange unbeantwortet. Erst im Mai 1851 erkannte die Regierung des Dichters preussische Staatsbuergerschaft an. Unmittelbar darauf liess sich Freiligrath dann als Buerger Duesseldorfs eintragen und erhielt den von ihm verlangten Reisepass.

In jenen Tagen entstand das visionaere « Am Birkenbaum » (127), in dem sich Freiligrath noch einmal in seiner ganzen dichterischen Groesse zeigt. Im ersten Teil des Gedichtes, der schon 1829 entstanden war, schildert der Dichter, wie er als junger kaufmaennischer Angestellter, im Walde sitzend, den « Mazeppa » ins Deutsche uebertrug. Dann, im zweiten, berichtet ein Hirt dem Dichter von den Kaempfen um den Birkenbaum, die er schon dreimal vor seinem geistigen Auge sich habe abspielen sehen. In der letz-

ten der von ihm geschauten Schlachten standen sich zwei grosse Heere gegenueber; das eine war vom Rhein her gekommen:

Das waren die Voelker des Westens, die Freien.
Und voraus flog ihren unendlichen Reihen
Im Rauche des Pulvers ein rot Panier.

Rot war ihre Fahne, kein prunkendes Wappen zierte sie; unter diesem einfachen roten Panier hielten sie tapfer zusammen, gingen sie frohen Mutes in den Tod:

Das warf sie entgegen den Sklaven aus Osten,
Die, das Banner bestickt mit wildem Getier,
Unabsehbar ueber die Flaeche tosten
Auf das droehnende, zitternde Kampfrevier.

Nach Gudde (128) soll die Anregung zu diesen Gedankengaengen von Marx ausgegangen sein, der in einem Leitartikel in der « Neuen Rheinischen Zeitung » geschrieben hatte: « Wenn die Preussen mit den Russen, werden die Deutschen sich mit den Franzosen alliieren und mit ihnen vereint den Krieg des Westens gegen den Osten, der Zivilisation gegen die Barbarei, der Republik gegen die Autokratie fuehren. »

Und der Hirt sah in diesem moerderischen Kampf die letzte grosse Schlacht,

Die der Osten gegen den Westen wagt
Um den Sieg und um die Macht.

Und weiter spricht der Alte:

Das ist der Knechtschaft letztes Verenden.
Und den Osten sah ich geworfen dann
Von des Westens draengender Schar.
Die Zaeume verhaengt und die Fahnen zertreten
Und die Fuehrer zermalmt von der Hufe Wucht
Und im Nacken der Freiheit Gerichtstrompeten—
So von dannen jagte die rasende Flucht.

Waehrend der Hirt dies berichtet, sieht er im Geist eine neue Schlacht um den Birkenbaum vor sich ge-

hen. Und er mahnt den Dichter, beiseite zu treten, damit kein fliegender Zuegel oder gar das Haupt jenes Mannes, den sein Pferd durch den Ginster schleift, seinen Arm streife. Aber auch dieses Pferd stuerzt, unter sich seinen Reiter begrabend:

Und ueber ihn weg nun die wilde Jagd,
Die Lafetten, die Pulverkarrn.
Wer denkt noch an den? Wer unter den Wagen
Risse den noch hervor? Was Bahre, was Sarg.
Hoert, Herr— doch duerft ihr es keinem sagen—
So stirbt in Europa der letzte Monarch.

Mit diesen Versen bekundet der Dichter noch einmal, trotz des Fehlschlagens der revolutionaeren Bewegung, seine antimonarchische Gesinnung, wobei er sich durchaus bewusst war, dass derartige Verse in keiner Weise geeignet sein konnten, seine Stellung der Obrigkeit gegenueber zu verbessern.

In jener Zeit seines Aufenthaltes am Rhein entstanden eine Anzahl Uebersetzungen sozialer Gedichte aus dem Englischen und Franzoesischen, so das Gedicht « Brot » (129) nach Pierre Dupont und mehrere Gedichte von Hood und Cornwall.

Nachdem Freiligrath den nur um des Prinzips willen aufgenommenen Kampf mit der preussischen Buereaukratie zu seinen Gunsten entschieden hatte, hielt es ihn nicht mehr laenger in diesem Lande, das durch diesen plumpen Versuch der Nichtanerkennung seines Buergerrechts sich seiner Person hatte entledigen wollen. Er war aber ueberzeugt, dass es an weiteren aehnlichen Versuchen, ihn ueber die Grenze zu schaffen, nicht fehlen wuerde. Bevor er nun also Deutschland verliess, wollte Freiligrath, nachdem er 1849 das erste Heft der « Neueren politischen und sozialen Gedichte » hatte erscheinen lassen, nun in einem zweiten Heft, das alle seit 1849 entstandenen

politischen Gedichte enthalten sollte, seine Revolutionsperiode klar, nach aussen hin sichtbar, noch zum Abschluss bringen. Eine Einleitung, wie er sie dem « Glaubensbekenntnis » vorausgeschickt hatte, konnte er jetzt nicht geben, da er ja keinen Uebergang zu dokumentieren hatte. Der Dichter war seinen Idealen von 1848/49 treu geblieben, glaubte fest an einen schliesslichen Sieg der revolutionaeren Bewegung, und so konnte es nur ein Trutzlied fuer die Idee der Revolution sein, mit dem er das zweite Heft einleitete. In dem Gedicht « Die Revolution » (130) ruft er all denen, die an den endgueltigen Sieg der Reaktion und an die restlose Unterdrueckung der Revolution glauben, durch den Mund der Revolution zu:

...Werd' ich sein, und wiederum voraus den Voelkern werd' ich gehn.
Auf euren Nacken eurem Haupt, auf euren Kronen werd ich stehn.
Befreierin und Raecherin und Richterin, das Schwert entbloesst,
Ausrecken den gewalt'gen Arm werd' ich, dass er die Welt erloest.
's ist Geschichte eh'rnes Muss— es ist kein Ruehmen, ist kein Drohn.

Und damit anerkennt Freiligrath eine durch die geschichtliche Entwicklung bedingte Revolution, sieht in ihr trotz der vielen Fehlschlaege das einzige Mittel, das Volk zur Freiheit und zu besseren Lebensbedingungen zu fuehren.

Da der Dichter wegen des Erscheinens des zweiten Heftes der « Neueren politischen und sozialen Gedichte » einen Konflikt mit der Zensur und den Behoerden voraussah, traf er seine Abreisevorbereitungen recht heimlich, sodass selbst seine naechsten Freunde von der bevorstehenden Abreise, die mehr eine Flucht war, nichts wussten. In der Nacht zum

12. Mai 1851, eine Woche nach Erlangung des verlangten Reisepasses, zechte Freiligrath noch einmal mit seinen Freunden und liess sich dann von ihnen zum Dampfer geleiten, der ihn nach England, seiner neuen Heimat, fuehren sollte.

Diese Flucht aus Deutschland bildet den deutlich nach aussen hin sichtbaren Abschluss der Taetigkeit Freiligraths als « politischer » Dichter. Schon das zuletzt besprochene Gedicht zeigt deutlich auf, dass Freiligraths « revolutionaere » Muse verstummt ist. Auch in der Form erinnern diese Strophen nicht mehr an die erhabenen, grossen Gesaenge Freiligraths: die im Exil lebende Revolution laesst er in den Herzen und Gehirnen wohnen, macht sie zum Hauch und gibt ihr einen Platz auf den Koepfen der Menschen. — Erloschen ist das revolutionaere, zuendende Feuer in des Dichters Brust—Verse wie die eben besprochenen koennen der Masse nichts mehr sagen: Freiligrath, der Dichter der Revolution, hat sein Werk beendet.

Nachdem Freiligrath 17 Jahre in England als politischer Fluechtling gelebt hatte, kehrte er am 24. Juni 1868 in die Heimat zurueck, die ihn begeistert aufnahm. Er liess sich in Stuttgart nieder und trat nur noch hin und wieder mit Gelegenheitsgedichten vor die Oeffentlichkeit. Als er 1874 seinen Wohnsitz nach Cannstatt verlegte, ging noch einer seiner Lieblingswuensche in Erfuellung: 1875 uebernahm er die Redaktion von « Halberger's Illustrated English Magazine », das zwar nicht das war, was er mit der 1841 gegruendeten und dann so schnell wieder eingegange-

nen « Brittania » bezweckt hatte, das ihm aber doch Gelegenheit geben sollte, als Mittler zweier ihm gut vertrauter Voelker und Kulturen zu wirken. Doch nicht lange, nur ein Jahr, sollte es ihm vergoennt sein, diese Stellung auszufuellen. Bereits im Fruehjahr 1875 begann der Dichter zu kraenkeln, und am 18. Maerz des folgenden Jahres, dem Tage der 28. Wiederkehr der Berliner Barrikadenkaempfe, starb dann, 66-jaehrig, Ferdinand Freiligrath, der grosse Saenger der deutschen Revolution.

ZUSAMMENFASSUNG.

Geht man daran, in kurzen Worten den Entwicklungsgang der menschlichen und dichterischen Persoenlichkeit Freiligraths wiederzugeben, so finden wir in ihm einen Dichter, der bei der grossen Masse in hohem Ansehen stand, hatte er es doch verstanden, sich durch sein Werk zu ihr in eine enge Beziehung zu setzen. — Seine Stellung im Geistesleben Deutschlands war bedingt durch die Art seines Schaffens und seine literarische Bedeutung war daher in jeder Beziehung « zeitgebunden ».

Betrachten wir so rueckschauend das Leben des Dichters, so bietet es sich uns dar als eine bunte, sich aus innerer Notwendigkeit ergebende Folge von Ereignissen, in denen er sich als eine Persoenlichkeit erwies, deren hervorstechendste Eigenschaften nicht immer Charakterstaerke und Bekennermut waren. Zeugnis davon legen wohl genuegend die Verlobungsaffaere und und seine unehrenhafte Haltung Herwegh gegenueber ab. Waren hierbei Freiligraths « Schwaechen » mehr oder weniger durch das Verhalten dritter Personen zu Tage getreten, was in diesem Falle aber keineswegs als Entschuldigung dienen kann und soll, so offenbart sich seine klaegliche Haltung vor den Duesseldorfer Geschworenen als umso groesserer Mangel an Charakterstaerke.

Weniger schimpflich ist das Verhalten Freiligraths in jenem Augenblick, als nach dem maechtigen Erstarken der Reaktion, von der er bei einem durchgefuehrten Prozess keinerlei Gnade zu erwarten gehabt haette, er heimlich nach Holland fluechtete. Wohl haette er, als einer der geistigen Fuehrer der revolutionaeren Bewegung, bleiben sollen, um die Anhaenger der Bewegung, die den Fuehrern ja gutglaeubig gefolgt waren, zu decken; aber die Furcht vor einer Strafe, die diesmal recht erheblich gewesen waere, macht es erklaerlich und laesst es uns verstehen, dass Freiligrath in jenem Moment nicht als Partei-, sondern als Privatmann handelte und bedacht war, sich im Interesse seiner Familie in Sicherheit zu bringen.

An dieser Stelle moegen auch einige Worte gesagt sein ueber des Dichters Stellung den Laendern gegenueber, die in der Geschichte seines Vaterlandes damals eine gewisse Rolle spielten. Die Polonophilie Freiligraths war bedingt durch des Dichters Achtung jeglicher Tapferkeit und besonders der sich im Unabhaengigkeitsstreben der Polen dokumentierenden Freiheitsliebe eines Volkes, das seinem Vaterlande haette als Vorbild dienen koennen. Diese Sympathie mit den um ihre Selbstaendigkeit kaempfenden Slaven war allen Liberalen jener Zeit gemein, denen es eine Gewissenssache war, das tapfere Volk gegen seinen Bedruecker, den russischen Zaren, wenigstens moralisch zu unterstuetzen. In demselben Masse, wie Freiligrath dem Freiheitsringen der Polen mit Bewunderung und dem Wunsch der siegreichen Durchfuehrung des gefuehrten Kampfes folgte, stand er dem Treiben Russlands feindlich gegenueber, und liess keine Gelegenheit verstreichen, um die Schmach, Unwuerde und Gefahr aufzuweisen, die in dem sich auf allen

Gebieten bemerkbar machenden russischen « Freundschaftsverhaeltnis » bestand.— Seine Gefuehle fuer die franzoesische Nation verbirgt er nicht, er bewundert und schaetzt dieses grosse und tapfere Volk, das fuer die Freiheit gekaempft und somit den anderen Voelkern als Ansporn und hehres Beispiel fuer immer gelten kann. Wohl reklamiert Freiligrath den Rhein als deutschen Fluss, aber Differenzen darueber koennten fuer ihn nie ein Grund sein, seine Meinung ueber diese edle und tapfere Nation zu aendern und sie darum weniger zu achten.

Das wesentliche Merkmal der ersten Schaffensperiode Freiligraths ist seine Abhaengigkeit von fremden Vorbildern, wenn es ihm dabei auch gelungen ist, wenigstens in der Form in einem gewissen Sinne eine Originalitaet zu wahren. Mit der Rueckkehr von Amsterdam nach Deutschland tritt dann der Umschwung ein. Sich fuer kurze Zeit den Heimatdichtern verbunden fuehlend, bleibt er noch immer Bewunderer der grossen Romantiker, um dann 1842 der Romantik fuer immer Lebewohl zu sagen und zur Tagespoesie ueberzugehen. Hatte der Dichter frueher in der Wueste und unter Loewen, die er nie gesehen hatte, Anregungen zu seinem Schaffen suchen muessen, so bot ihm die damalige Erregung in seiner Heimat jetzt Stoff genug, und Freiligrath griff ihn auf, gestaltete ihn in einer Weise, der durch seine noch vorherrschende nationale Gesinnung erhebliche Schranken gesetzt waren. Seine Verse wurzeln fast ausschliesslich in der preussischen Geschichte, und zur Unterstuetzung seiner Meinungen und zur Entwicklung seiner Gedankengaenge zieht er Persoenlichkeiten heran, von denen man doch annehmen muesste, dass sie in keiner Weise mit den Ideen des Liberalismus und der Demokratie verbunden s[illegible]

So treten in seinen « politisch-liberalen » Gedichten u. a. Hermann der Cherusker, Karl der Grosse, Friedrich II. und Prinz Louis Ferdinand auf. — Ist Freiligrath in der Wahl seiner Themen noch recht unbeholfen, wobei sich diese « Unbeholfenheit » aber, wie bereits erwaehnt, durch seine im Nationalen ankernde politische Gesinnung erklaeren liesse, so ist er in der Wahl und Darstellung seiner Bilder noch ungeschickter : Die Zeit jagt mit raschen Pferden, die Freiheit aechzt als Vorgespann, die preussischen Provinzen werden mit Pferden verglichen, fuer die dem Volke zu gebende Verfassung findet der Dichter kein anderes Bild als das des suessen Breis, und um soziale Missstaende zu schildern, muss er auf die Ruebezahllegende zurueckgreifen All dies eben Angefuehrte beweist zur Genuege, wie weit Freiligrath mit seiner ersten politischen Gedichtsammlung, in der die Abhaengigkeit von seinem von ihm bekaempften und beschimpften Gegner Herwegh uebrigens stark zu Tage tritt, von dem erstrebten Ziele des aus dem Volke fuer das Volk schaffenden Dichters noch entfernt war. Aber es ist darin doch schon spuerbar, dass da ein Mensch mit sich innerlich ringt und sich von fremden Einfluessen freimachen will, um nach bestem Koennen und Wissen der Sache des Volkes zu dienen. Denn Freiligrath hatte sich zu der Ueberzeugung durchgerungen, dass die Poesie in jenen Tagen der inneren Gaerung im Gegenwartsgeschehen wurzeln und dass der Poet Anteil an dem Schaffen und Gestalten eines neuen, besseren Staatsganzen nehmen muesse. Der Dichter Freiligrath hatte erkannt, dass da etwas Neues im Entstehen begriffen war, und damit das deutsche Volk begreife, worum es in dem gefuehrten Kampf eigentlich ging, damit es sich zu Taten aufraffe, Entschei-

dungen herbeifuehren helfe und sich bewusst werde, dass es nicht genuegt, Deutscher zu sein, sondern dass man « frei sein muesse », (131) trat er ins « linke » Lager ueber und kaempfte im Rahmen seiner geistigen Mittel fuer die Freiheit des Wortes und der Presse, setzte sich ein fuer die politische Freiheit des Volkes.

War dieses 1844 veroeffentlichte « Glaubensbekenntnis » sowohl durch die sich darin offenbarende Gesinnung als auch durch die Gestaltung der den Dichter und seine Zeit bewegenden Fragen und Probleme auch noch nicht geeignet, seinen Schoepfer als den fuer die Sache des Volkes wirkungsvoll kaempfenden Dichter anzusehen, so trat mit der Veroeffentlichung des « Ça ira » der Umschwung zum radikalen und mit den « Neueren politischen und sozialen Gedichten » der zu dem nur mehr noch in der Revolution das Heil des Landes erblickenden politischen Dichters ein. In diesen Versen schlaegt Freiligrath einen ganz neuen Ton an; seine national-preussische Gesinnung ist verflogen, und um seinen radikalen Ideen Ausdruck zu geben, braucht er nun nicht mehr in die Vergangenheit zurueckgreifen, sondern gestaltet sie mit aus der Zeit heraus geborenen Mitteln. Die Bekenntnispoesie ist der Agitations- und Tendenzdichtung gewichen, einer Dichtung, die im taeglichen Leben wurzelte und in die kuenftige Lebensgestaltung einzugreifen hatte. — In den « Neueren politischen und sozialen Gedichten » schaut Freiligrath all die grandiosen Visionen und in diesen Versen ist es, wo er uns als der maechtige Saenger der Revolution entgegentritt. Nach dem Erstarken der Reaktion, als die revolutionaere Bewegung fast ganz niedergeschlagen ist, entstehen die erhabenen Verse der Klage und Trauer zur Erinne-

rung und zum Ruhme all derer, die sich tapfer und aufopfernd im Kampf fuer Freiheit und Recht eingesetzt hatten. Und diese Verse sind die persoenlichsten im Gesamtschaffen des Dichters, der sich in ihnen als die wirkungsvolle, zumindest fuer den Augenblick dem Volke gehoerende literarische Persoenlichkeit erwies.

Die Zeitereignisse hatten Freiligrath zum Extrem-Radikalen gemacht, der die Revolution erstrebt, weil er nur durch sie eine Aenderung der bestehenden politischen und sozialen Verhaeltnisse und Missstaende fuer moeglich haelt. In den zwei Jahren, die zwischen der Veroeffentlichung des « Glaubensbekenntnisses » und des « Ça ira » liegen, hatte er eingesehen, dass legal nichts mehr zu erreichen war, dass nur die vom ganzen Volk getragene Revolution diesem zu seinem Rechte verhelfen koenne. Und Freiligrath lieh ihm sein maechtiges Dichterwort, zeigte der Welt mit aller Deutlichkeit die dem Volk innewohnende Kraft, die es vermag, das scheinbar in sich gefestigte Gefuege des Staates ins Wanken und zum Sturz zu bringen. In diesen Gedichten des « Ça ira » geht Freiligrath konsequent den zu gehenden Schritt, wird unter der Einwirkung von Marx und Heinzen auch zum Sozial-Radikalen, schwingt sich auf zum maechtigen Wortfuehrer des Proletariats. Eine dynamische Kraft stroemt den Gedichten jener Zeit aus, und noch heute kann man sich dem wuchtigen, elementaren Eindruck dieser Verse nicht entziehen. Mit dem « Ça ira » war Freiligrath rueckhaltslos, ohne Vorbemerkungen machen zu muessen, ins « linke », genauer gesagt « extrem-like » Lager uebergegangen und hatte durch diese Verse das Kommen der Revolution mitvorbereitet. Und als 1848 die grosse Bewegung gegen den Absolutismus durch halb Europa ging, war es dann

nicht mehr als natuerlich, dass sich Freiligrath ihr noch vom Exil aus begeistert anschloss und in ihrem Dienste dann in der Heimat seine groessten und wirkungsvollsten Dichtungen schuf. Und wenn Fleury in seinem Buche ueber Herwegh (132) sagt, « en 1848, « sa gloire était éclipsée dans le parti démocratique « par celle de Freiligrath, peintre plus vigoureux des « scènes de la révolution », und damit die staerkere Gestaltungskraft Freiligraths anerkennt, der im Gegensatz zu Herwegh seine groessten Dichtungen nach 1844 geschaffen hatte, so ist es dann aber bewusst falsch dargestellt, wenn er als Grund fuer Freiligraths literarische Bedeutung in jenen Jahren angibt: « il flattait et surexcitait les instincts populaires ».

Die ungeheure Wirkung der Freiligrathschen Gedichte aus den Jahren 1848/49 war darin begruendet, dass es sich in denen der frueheren Jahre mehr allgemein um den Begriff der politischen Freiheit gehandelt hatte, waehrend in jenen Tagen diese Gedanken Gegenstaendlichkeit und Schaerfe gewannen.(133) Fragen und Probleme, die frueher nur Einzelne oder nur bestimmte Kreise bewegt hatten, wurden Allgemeingut aller, und wenn dann ein Poet wie Freiligrath durch seine maechtige Gestaltungskraft diese Ideen und Gedanken in Worte umsetzte, mussten sie Widerhall finden und die Masse in ihnen die Verbundenheit des Dichters mit ihr und ihrem Streben herauslesen. Die Begeisterung Freiligraths fuer die Sache des Volkes ist diesem ein Ansporn in seinem Kampf, den der Dichter ja nicht abseits, sondern gemeinsam mit ihm fuer eine bessere Zukunft fuehrt. In dieser Begeisterung entstehen die grossen Revolutionsgesaenge und erst, als die Niederlage der Revolution besiegelt ist, weicht die « taten- und liederfrohe Begeisterung

ueberall mueder Ergebung, die kaum mehr nach dichterischem Ausdruck draengt; die allgemeine Begeisterung ist verrauscht; allgemeine Muedigkeit und mutlose Trauer ist das Kennzeichen der Zeitstimmung. » (134) Aber trotz der Enttaeuschung, trotz der momentanen Trostlosigkeit der Lage gibt Freiligrath die Hoffnung und Zuversicht auf den schliesslichen Sieg der freiheitlichen Bewegung nicht auf und verlaesst, im Vertrauen auf das Wiederaufbluehen Deutschlands, zum zweiten Mal die Heimat, die ihre fuer Freiheit und Recht kaempfenden Soehne mit dem Kerker bedrohte oder des Landes verwies. — Kumer (135) ist der Meinung, dass durch den phantastischen Schwung des Geistes, die gaenzliche Unerfahrenheit im praktisch-politischen Leben Freiligrath schliesslich der wildeste Revolutionaer aller Dichter wurde. Ein innerer Widerspruch ist es, wenn Kumer von dem Dichter Freiligrath sagt, dass er der wilde Revolutionaer mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit war, dann aber weiter bemerkt, dass man seine Ueberzeugungstreue, seine Begeisterung fuer die Freiheit und das Recht gleichwohl an ihn achten muss. Es erscheint mir aber unmoeglich, bei einer nur als Fiktion vorhandenen Ueberzeugung dieser einen so elementaren, nachwirkenden Ausdruck geben zu koennen, wie es Freiligrath in seinen radikal-revolutionaeren Gedichten moeglich gewesen. Beim Schaffen all der politischen und revolutionaeren Verse mussten doch bei Freiligrath Voraussetzungen gegeben sein, der Dichter musste sich doch in irgendeiner Weise mit der aufkommenden politischen Bewegung verbunden fuehlen, denn aus dem Nichts, d. h. ohne irgendwelche geistige Voraussetzungen kann auch der groesste Dichter und der geschickteste Routinier nichts

schaffen. Und eben wegen dieser Verbundenheit mit der Idee des Rechts und der Freiheit fand Freiligrath jene maechtigen Accente und konnte somit einer der geistigen Fuehrer der radikalen und spaeteren revolutionaeren Bewegung werden.

Und waehrend all die anderen politischen Dichter, als sich aus Worten und Ideen Taten herauskristallisierten, « ihr meistes Pulver schon verschossen hatten, steigert sich Freiligraths Produktion mit der wachsenden politischen Spannung der vierziger Jahre ». Aber Zaunert geht fehl wenn er sagt, dass Freiligraths Phantasie immer kuehnere und maechtigere Bilder schuf, da ja all die Dichtungen jener Tage von den Ereignissen selbst geschaffen wurden, die in Freiligrath nur ihren maechtigsten Interpreten gefunden hatten. In besonderem Masse trifft auf die Dichtungen jener Zeit zu, was der Dichter von denen des « Glaubensbekenntnisses » gesagt hatte: « Sie sind nicht gemacht, sondern geworden »; « sie sind entstanden unter dem unmittelbaren Eindruck weltgeschichtlicher Ereignisse und getragen von der Idee der unbedingten Hingabe an eine edle und gerechte Sache. » Und damit ist die Frage aufgeworfen, ob Freiligrath auf Grund seines Schaffens nicht zu der Gruppe Schriftsteller gehoert, die ihr Werk in den Dienst einer allgemeinen Weltverbruederung gestellt haben und so der Weltliteratur zugehoerig gelten. Wohl spiegelt sich in einem Teil seines Schaffens jene damals alle grossen Schriftsteller bewegende Probleme der Freiheit und des wahren Menschentums wider, und ihn beseelten vielleicht auch die gleichen Empfindungen wie die grossen Dichter der anderen Nationen, aber in seinem Werk ist es ihm nur selten gelungen, sich zu jener dichterischen Hoehe aufzuschwin-

gen, die ihn als einen wahrhaft « Grossen » des deutschen Geisteslebens haette erscheinen lassen koennen. Und es kann uns deshalb nicht ueberraschen, dass der einst so gefeierte Dichter schon wenige Jahre nach seinem Tode fast vergessen war und er heute in der deutschen Literatur als eine Uebergangserscheinung betrachtet wird, die ihre staerksten Impulse aus dem Zeitgeschehen erhielt und deshalb in allmaehliche Vergessenheit geraten musste, um nur noch durch einzelne, aus den verschiedensten Perioden stammende Meisterstuecke der grossen Masse bekannt zu sein.

Vu :
Le Doyen de la Faculté des Lettres,
G. CHABOT.

Vu et permis d'imprimer :
Dijon, le 9 septembre 1935.
Le Recteur,
J.-E. SPENLÉ.

ANMERKUNGEN

1. Zaunert S. 18
2. Schroeder S. 23
3. Zaunert S. 44
4. Meyer S. 331-32
5. — S. 212
6. Schrœder S. 45
7. Freiligrath I. S. 264
8. M. Herwegh S. 280
9. Buchner I. S. 427
10. Zaunert S. 48
11. Buchner II. S. 263-64
12. Freiligrath I. S. 259
13. — S. 264
14. Spiero S. 59
15. Volbert S. 36
16. — S. 46
17. Buchner II. S. 46
18. Volbert S. 47
19. Herwegh S. 278
20. Volbert S. 49-51
21. Gudde S. 28
22. Freiligrath I S. 307
23. — S. 308
24. Petzet S. 195
25. Freiligrath I. S. 318
26. — S. 319
27. — S. 335
28. — S. 310
29. Buchner II. S. 117
30. Freiligrath I. S. 281
31. — S. 283
32. — S. 384
33. Gudde S. 42
34. Freiligrath S. 302
35. — S. 416 Anm.
36. — S. 305
37. — S. 342
38. — S. 344
39. — S. 271
40. Volbert S. 42
41. Freiligrath I. S. 276
42. — S. 285
43. — S. 290
44. Buchner II. S. 115
45. Gudde S. 43
46. Freiligrath I. S. 279
47. Freiligrath I. S. 297
48. Buchner II. S. 90
49. Freiligrath I. S. 416 Anm.
50. Petzet S. 192
51. Freiligrath I. S. 346
52. — S. 352
53. Buchner I. S. 279
54. Freiligrath I. S. 348
55. — S. 353
56. — S. 289
57. Saint René-Taillandier S. 892
58. Freiligrath I. S. 315
59. Saint René-Taillandier S. 882
60. Gudde S. 51
61. Freiligrath S. 323
62. Gudde S. 52
63. Saint René-Taillandier S. 877
64. Freiligrath I. S. 418 Anm.
65. — S. 338
66. Buchner II. S. 76
67. Freiligrath I. S. 419 Anm.
68. — S. 341
69. Buchner II. S. 98
70. Freiligrath I. S. 299
71. Buchner II. S. 116
72. Freiligrath I. S. 301
73. — S. 313
74. — S. 333
75. Gudde S. 56
76. Besson S. 47
77. Zaunert S. 53
78. Buchner II. S. 172
79. Schroeder S. 78
80. Freiligrath II. S. 12
81. Petzet S. 200
82. Freiligrath II. S. 9
83. Besson S. 51
84. Freiligrath I. S. 354
85. Gudde S. 74
86. Freiligrath I. S. 357
87. — S. 358
88. Gudde S. 73
89. Freiligrath I. S. 361

90. Freiligrath I. S. 364
91. Gudde S. 73
92. Freiligrath I. S. 366
93. Schroeder S. 79
94. Freiligrath II. S. 59
95. Buchner II. S. 185
96. Freiligrath II. S. 15
97. — S. 17-19
98. Freiligrath I. S. 80
99. Zaunert S. 55
100. Gudde S. 81
101. Buchner II. S. 203
102. Freiligrath II. S. 23
103. Underberg S. 258
104. Freiligrath II. S. 25
105. — S. 27
106. — S. 31
107. Gudde S. 84
108. Pitrou S. 492
109. Freiligrath II. S. 34
110. Buchner II. S. 206
111. — S. 208
112. Freiligrath II. S. 36
113. Gudde S. 87
114. Freiligrath II. S. 38
115. Buchner II. S. 211
116. Gudde S. 91
117. Buchner II. S. 206
118. Freiligrath II. S. 41
119. — S. 43
120. Underberg S. 292
121. — E. 295
122. — S. 306
123. Freiligrath II. S. 48
124. Buchner II. S. 215
125. — S. 226
126. — S. 231
127. Freiligrath II. S. 54
134. Kumer S. 280
128. Gudde S. 95
129. Freiligrath II. S. 51
130. — S. 45
131. Chuquet S. 386
132. Fleury S. 368
133. Underberg S. 5
134. — S. 11
135. Kumer. S. 280

AUTORENVERZEICHNIS UND BIBLIOGRAPHIE.

F. Freiligrath: Werke. s. Zaunert.

Paul Besson: F. Freiligrath. — Paris. A. Laisney 1899.

W. Blos: Die deutsche Revolution 1848.

Wilhelm Buchner: Ein Dichterleben in Briefen. Neue Ausgabe. 2 Baende. Lahr. Verlag von Moritz Schauenburg. 1888.

Arthur Chuquet: Littérature allemande. Libr. Armand Colin. Paris. 1909.

Victor Fleury: Le poète Georges Herwegh. Thèse pour le doctorat ès-lettres. Paris. 1909.

Dr. E. Gudde: Freiligraths Entwicklung als politischer Dichter. Berlin. Verlag von Emil Ebering. 1922. Germanistische Studien.

Marcel Herwegh: Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz. 1906.

Kumer: Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. Dargestellt nach Generationen. Dresden. Carl Reissner-Verlag. 1909.

G. Lueders: Die demokratische Bewegung in Berlin 1848.

R. M. Meyer: Die deutsche Literatur des 19. Jahnhunderts. Berlin. Georg Bondy. 1900.

Christian Petzet: Die Bluetezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Muenchen. J. F. Lehmanns Verlag. 1903.

Pitrou: Besprechung von Guddes « Freiligrath ». Revue Germanique. 1923.

Dr. W. Pollak: Die deutsche Geistesbewegung von 1840-48.

Robert Riemann: Das Neunzehnte Jahrhundert der deutschen Literatur. Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 1922.

J. Rodenberg: Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Schroeder: Freiligraths Werke. Herausgegeben von Schroeder. M. Hesses Verlag. 2 Baende. 1907.

H. Spiero: Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Verlag B. G. Teubner. Leipzig 1909.

Saint-René Taillandier: Profession de foi de Freiligrath. Revue des Deux-Mondes. 1. mars 1845.

Dr. Elfriede Underberg: Die Dichtung der 1. deutschen Revolution. Leipzig. 1930. Verlag Philipp Reclam jun.

V. Valentin: Geschichte der deutschen Revolution 1848/49. Berlin. Ullstein. 1930-31. 2 Baende.

V. Valentin: Frankfurt am Main und die Revolution von 1848/49. Stuttgart und Berlin. 1908. Cotta'sche Buchhandlung.

Anton Volbert: Ferdinand Freiligrath als politischer Dichter. Inaugural-Dissertation. Muenster i/W. Westfaelische Vereinsdruckerei. 1907.

O. Weber: 1848. 6 Vortraege.

L. Wiens: Freiligrath—Briefe.

Zaunert: Freiligraths Werke. Herausgegeben von Zaunert. 2 Baende. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1912.

INHALTSVERZEICHNIS

1. KAPITEL. Die Familie Freiligrath. - Jugendjahre des Dichters. Lehrjahre in Soest (1810-1832). Amsterdam. Beginn der literarischen Taetigkeit. Aufenthalt in Soest und Barmen. Unkel. Heirat. Darmstadt und St. Goar (1832-1842) 5

2. KAPITEL. Freiligrath als politischer Dichter. « Glaubensbekenntnis » (1844) 16

3. KAPITEL. Freiligrath geht ins Exil. Belgien. Schweiz. « Ça ira ». (1844-46). 1. Aufenthalt in England. Die Ereignisse in Deutschand. Erste Revolutionshymnen. (1846-48) 79

4. KAPITEL. Rueckkehr in die Heimat. Freiligraths Verhaeltnis zur revolutionaeren Bewegung. « Neuere politische und soziale Gedichte ». Die Reaktion. Flucht nach England. (1848-51). Letzte Lebensjahre. Rueckkehr nach Deutschland (1851-76) 122

5. KAPITEL. — Zusammenfassung 151

Anmerkungen 161

Autorenverzeichnis. 163

Imp. Marcel PORNON, Place du Palais-de-Justice, Dijon